



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhardt.

(1. Fortsetzung.)

Vor dem Geroldischen Hause, einem stattlichen Gebäude älterer Zeit, reich mit Schnitzwerk und alterthümlichen Zieraten versehen, hielt ein Mietswagen.

Sofort öffnete sich eines der Fenster im Oberstod und eine Stimme fragte in die Nacht hinaus: „Sind Sie das, Fräulein?“

„Ja, Elise! Ist denn der Lamprecht nicht da?“

„Gewiß, er bastelt ja schon unten am Hausthor herum, das Schloß ist wieder mal verquollen!“

Befagtes Hausthor wich jetzt mit vernehmlichem Getöse zurück, und in seinem Rahmen erschien die Gestalt eines grauhaarigen Mannes in schlichter, dunkler Dienertocht, der ein hellbrennendes Laternenchen in der Hand hielt und vorsichtig über das schlüpfrige Straßenpflaster schritt. Der Wind hatte umgekehrt, vom sternlosen, wolkenverhangenen Himmel fielen große Tropfen, die Luft war eigenthümlich still und weich.

„Hier, nimm meine Cotillonsträuße, lieber Lamprecht — bitte, laß keinen fallen, acht müssen es sein! Da ist mein Fächer — die Tanzkarte — das Menu — jetzt komme ich

selber! Aha! Hab' ich's nicht gesagt: wir bekommen Frühling?“ Annie blieb mitten auf der dunklen, nassen Straße stehen, warf den Kopf hintenüber und sah wie verzaubert zu dem lichtlosen Nachthimmel empor.

„Um Gotteswillen, Fräulein Annichen! Wollen Sie sich den Tod holen? Hier auf der stichdunklen Straße, im zerlassenen Schnee, Punkt Glock' drei Uhr!“

Eben holte eine Rickenuhr in unmittelbarer Nähe zu drei tiefen, dröhnenden Schlägen aus. Mit einem hörbaren Klappen machte sich die junge Dame um. „Komme schon! Dir ist auch nicht wohl, wenn Du nicht mit mir schelten kannst! So — nun leise, leise! Halt' meine Sträußchen fest! Da wären wir drinnen! Hast Du schon Licht für mich angezündet im Wohnzimmer?“

„Was sich Fräulein Annichen bloß denken! Fräulein Thella sind ja noch auf und warten —“

„Meine Schwester? Was? Gar nicht zu Bett gewesen?“

„Gar nicht!“ Annies Brust hob sich in einem leisen Seufzer.

„Dann hat sie gewiß wieder böse



Das Aufsehen der Kaiserstandarte auf Selgoland.  
Zeichnung von H. Lüders.

Schmerzen — und ich — und ich — so, Lamprecht, nun geh, da ist der Mantel, die Tücher! Gib die Blumen her — gut! Nacht, grüß' Deine Frau! — Was möchtest Du noch haben?"

„Haben?“ murmelte der Grankopf, der sich Annies Mantel über den Arm legte und mit einem halb bewundernden, halb vorwurfsvollen Blick das reizende junge Geschöpf in dem weißen Kleide musterte. „Nichts will ich haben! Aber daß ich nicht mal zu hören bekomme, wie es denn nun gewesen ist bei Weylands, daß ich doch der Agathe sagen kann: sie hat sich amüßirt — oder: sie hat sich nicht!“

„Ach so! Nimm mir's nicht übel, ich dachte an Thea! Sag' Deiner Frau, es war wunderschön; es war — ich — morgen, morgen! Gute Nacht!“

Sie gab dem Alten mit einem freundlichen Nicken den Abschied, dann schlich sie auf den Zehen nach der Thür des Nebenzimmers, um zu lauschen.

„Vögelchen — Du?“ kam eine müde Stimme von drinnen.

„Ja, liebste Thea!“ Und wirklich so leicht und rasch wie ein Vogel huschte das junge Mädchen ins Zimmer. — Dieses, von den Damen „die Wohnstube“ genannt, war trotz seiner Größe und Höhe ein äußerst behaglicher Raum mit seiner dunklen Eichentafelung, welche die halben Wände bedeckte, mit den breiten, tiefen Fensternischen, in denen, um ein paar Stufen erhöht, Näh- und Arbeitstische, sowie einige Blumenständer mit schönen Matt- und Topfpflanzen Platz hatten, mit der prachtvollen, alterthümlichen „Kredenz“, in deren Fächern es von kostbarem Porzellan und Krystall, von Silber- und Glasachen glitzerte, mit seinen schweren, gediegenen Möbeln, die von ehrwürdigen Zeiten redeten. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Eichentisch auf massiven Kugelfüßen, drüber hing eine große Ampel an sechs Kupferketten. Sie brannte sehr hell und zeichnete in das ernste, dunkel gehaltene Gemach eine helle Lichtinsel hinein. Auch den hohen, breiten, mit tiefrothen Polstern belegten Lehnstuhl trug voller Lampenschimmer, ebenso das Leidensgesicht, das in den Krissen lag, wachseweiß, mit bläulich gefärbten Augenlidern, glanzlosen schwarzen Haaren und übernatürlich großen Augen. Wohl schienen diese Augen, wie sie lug und lebhaft ausblickten, von keinem Schmerz erzählen zu wollen — desto mehr that dies der Mund, der beständig von einem gequälten Zug umgeben war. Eine durchsichtige Hand lag auf der weichen türkisfarbten Decke, die über die Kniee der Kranken gebreitet war, neben dem Sessel lehnte ein hoher Krüchstock mit gepolstertem Griff.

Annie warf all ihre Blumen auf den Tisch und beugte sich über das blasse Gesicht, das sie mit ihren beiden jungen warmen Händen streichelte.

„Thea, Thea! Da bin ich wieder! Wie geht Dir's?“

„Meiner Schelm, Du willst jetzt natürlich, ich soll sagen: Gut, da ich Dich wieder habe! Aber das kann ich doch nicht — Du hast Dir ja auch ein für allemal feierlich solche Rücksichtslügen verboten! Wie soll es mir gehen? Es war recht schlimm eine Zeitlang, die Schmerzen sehr arg, danach führten die Nerven einen ganz tollen Tanz auf, aber die letzten Tropfen, die Heimbucher mir verschrieben hat, thaten mir wirklich gut, ich konnte doch wieder lesen, und Du weißt, dann sind wir über'n Berg; mir war die letzten Stunden ganz leidlich zumuthe, nur an Schlaf wäre ohnehin kein Gedanke gewesen, darum blieb ich lieber auf. So! Dies leidige Thema wäre abgethan! Jetzt kommt unser Vergnügen! Du siehst ja keine Spur müde aus, und ich kenne Dich, Du mußt Dich immer erst ausplaudern. Also set' Dich dahin und erzähle!“

„Das Neueste, Thea! Wir bekommen Frühling! In allem Ernst!“

„Wirklich?“ — In den klugen Augen wachte etwas Schwermüthiges auf, das aber rasch verfloß. „Nun aber — Deinen Bericht!“

„Zuerst eine Frage: Findest Du, Thea — aber Du mußt ganz, ganz aufrichtig sein wie immer! — daß ich heute . . . daß ich heute . . . Du drauht nicht zu lachen — besonders hübsch aussehe? Hübscher als sonst?“

Thekla blickte verwundert auf. Ihre junge Schwester stand vor ihr; schlank hob sich die weiße Lichtgestalt von dem dunklen Hintergrund des Eichentafels ab, die schönen Hände spielten mechanisch mit den über den Tisch hingestrenten Blumen, die Augen, in denen eine seltsam lebhaftige Erwartung glänzte, hingen in selbstvergessener Spannung an Theklas Antlitz.

Diese überflog das reizvolle Bild mit ihrem prüfenden Blick. „Ja!“ sagte sie dann kurzweg.

Ein halb unterdrückter Jubellaut antwortete ihr. „Also wirklich! Siehst Du, das freut mich aber!“

„Ja — ich sehe! Und warum freut's Dich so besonders?“

„Ach — nun — weißt Du, ich bin heute ein bißchen sehr gefeiert worden — noch mehr als früher! Die beiden interessantesten Herzen von der ganzen Gesellschaft hat mir Hedwig zu Tisch nachharn gegeben, und Du kannst Dir denken, da hieß es natürlich wieder gleich, ich hätte sie angelockt, und die anderen Mädchen besprachen und beneideten mich — das natürlich machte mir keine Freude . . .“

„Was also sonst?“

Annie wurde verlegen und senkte die seidenen Wimpern.

„Ich . . . aber Thea, ich sagte Dir doch, man hat mich ausgezeichnet — mir den Hof gemacht — all die neuen Männen waren da — sieh nur die vielen Cotillonsträuße! Ich bin ja doch jung, mir machte es Spaß —“ sie stockte und verwirrte sich immer mehr — „ich möchte wissen, warum Du mich so ansiehst?“

„Weil Du mir nicht alles sagst!“

„Ich — Dir? Aber ich will Dir ja alles sagen!“

„Schön! Zunächst: wer waren diese beiden interessanten Tischnachbarn?“

„Ach, Dich hätten sie auch interessiert! Mein Kavaliere war Herr von Conventius, der neue Prediger an der Lukaskirche! Ich gehe hinein, wenn er seine Antrittspredigt hält, ja, Thea, ich thu' es wahr und wahrhaftig, Du kannst dazu sagen, was Du willst!“

„Ich sage gar nichts dazu!“

„Gar nichts? Also dann erst recht! Ein bildschöner Mann, groß, schlank, blond, recht wie der Abkömmling eines alten Adelsgeschlechtes; und das ist er auch; sein Vetter, ein fidele Lieutenant, mit dem ich den Cotillon tanzte, hat es mir erzählt, und wie er aus Liebe zu seinem Beruf, aus Ueberzeugungstreue sich mit seiner ganzen Familie überworfen und fast mit seinem Vater entzweit habe, der mit Gewalt einen Offizier aus ihm machen wollte. Ist das nicht edel, nicht bewundernswürdig? Und dabei keine Spur von einem finsternen Eiferer — ein Weltmann von feinsten Manieren, gewandt und dabei gediegen in der Unterhaltung, sogar humoristisch — ich wollte, ich könnte Dir sein Gesicht beschreiben!“

„Schon gut, Vögelchen! Und der andere?“

„Der andere? Ah so, den Lieutenant von Conventius meint Du! Der ist ganz hübsch und lustig, sieht aber seinem Vetter gar nicht ähnlich.“

„Den meine ich überhaupt nicht! Dein zweiter Nachbar bei Tisch.“

„Mein zweiter Nachbar? Professor Delmont!“

„Der hier neu an der Akademie angestellt ist? Von dem die Zeitungen soviel Aufhebens machen?“

„Ja!“

„Ebenfalls bildschön?“

„Nein!“

„Auch Kavaliere von den feinsten Manieren? Gewandt? Humoristisch?“

„Nein.“

„Also ein unangenehmer Mensch?“

„Nein, . . . nicht unangenehm!“

Eine Pause entstand. Die Hand der älteren Schwester strich mechanisch über die feinen Haare des Teppichs auf ihrem Schoße, die Hand der jüngeren zerpuschte die Blumen.

„Die armen Dinger! Alle an Draht geschnürt!“ hieß es dann, und Annie griff ein kleines Sträußchen von weißem Flieder und dunkeln Veilchen aus den andern heraus und wickelte behutsam den Draht davon los.

„Morgen ist das alles verdorben! Hast Du nicht Wasser hier, Thea? — Danke!“

Sie holte aus der Kredenz eine schöne, schlanke, kleine Vase in Form einer Lilie, goß Wasser aus Theklas Glas hinein und setzte mit sorgfamer Hand das Sträußchen von Veilchen und weißem Flieder in den Lilienkelch.

Als sie von ihrem Werk aufsaß, begegnete sie dem ruhig und aufmerksam auf sie gerichteten Blick ihrer Schwester.

„Wünschst Du noch etwas, Thea?“

„Nein, mein Kind!“

„Dann möchte ich doch schlafen gehen, mich überkommt eine plötzliche Müdigkeit; Du mußt doch endlich auch zur Ruhe! Wollen wir gehen?“

„Gewiß wollen wir. Zünde die kleine Lampe für uns an und lösch' die Ampel aus. — So ist's recht!“

Sie warf einen raschen Seitenblick auf die übrigen Blumen, die vergessen und halb verschmachtet auf dem Tisch umherlagen, und erhob sich mit Hilfe Annies, welche die gebrechliche Gestalt liebevoll stützte und mit einem Arm umfaßt hielt, während sie sie sorgsam über die Schwelle leitete.

Die beiden Schwestern bewohnten zwei luftige, nebeneinander liegende Schlafzimmer; ein gemeinsamer Aufenthalt in einem Raum verbot sich dadurch, daß Annie oft spät heimkam und Thekla sich zuweilen früher zurückzog, oft auch in der Nacht vor Schmerzen nicht schlafen konnte und Licht anzündete, um zu lesen oder Medizin zu nehmen.

Die Verbindungsthür stand wie immer so auch jetzt offen. Schweigend geleitete Annie die Kranke, half ihr rasch und geschickt beim Entkleiden und küßte sie dann zur Gutenacht. Etwas wie Unentschlossenheit und hilflose Verlegenheit malte sich in den ausdrucksvollen Zügen des jungen Mädchens, während sie, ohne ein Wort zu sprechen, die gewohnten Handreichungen leistete. Auch Thekla blieb stumm, sie hatte die Augen gesenkt und vermied es, ihre Schwester anzublicken.

„Willst Du die Lampe brennend behalten, Thea?“

„Nein, lösch' sie nur aus!“

„Gute Nacht, liebste Thea, schlaf wohl!“

„Du auch, Kleine!“

Und jetzt wurde es ganz still. Thekla lag regungslos, mit weitoffenen Augen, und starrte in den Lichtstreif, der sich durch die Thür des Nebenzimmers ein Stück in ihr Gemach hineinschlich; dann und wann huschte ein flüchtiger Schatten drüber weg — Annie, die geräuschlos hin- und herging und einzelne Stücke ihrer Gesellschaftskleidung verwahrte.

Sonst war das immer anders gewesen nach solch' einem Fest — ganz anders! Da hatte Annie drüben im Wohnzimmer schon des Klauens und Lachens kein Ende finden können, und Thekla mußte wiederholt mahnen, endlich zur Ruhe zu gehen. Aber dazu kam es noch lange nicht — die jüngere Schwester hatte dann immer noch auf der Bettante der älteren gesessen und von neuem angefangen, zu berichten, so drollig und hübsch, daß Thekla oft ihre mütterlichen Pflichten vergaß und das „Kind“ in Gottes Namen erzählen ließ. . . . es war so reizend, ihr zuzuhören! O, sie hatte oft mit Feuerzifer von diesem und jenem Herrn gesprochen, sich ihrer Triumphe gefreut — hatte sie doch schon mehr als einen Bewerber ausgeschlagen! — und begeisterte Schilderungen wie heute die von Conventius waren bei Annies lebhaft empfänglicher Natur gar nichts so Seltenes. Ein so seltenes Ausweichen aber und Verstummen war bisher noch nie dagewesen. Sollte —

Und Theklas wandernde Gedanken, gleich aufgeschreckten Vögeln um ihr Nest flatternd, das ihnen plötzlich fremd erscheint, tauchten weit, weit rückwärts in ihre eigene aufdämmernde Kindheit und sahen, wie wenn es eine ganz andere Persönlichkeit wäre, das kleine, bleiche, verkümmerte Mädchen auf seinem hohen Polsterstuhl sitzen, oder auf dem Ruhebett liegen, immer, immer mit Schmerzen und ohne Mutter! Die hatte das Kind nie gekannt, sie war von ihm gegangen, als es erst wenige Monate zählte, aber es kam kaum dazu, sich nach ihr zu sehnen — der Vater war ja da! Er hob und trug seine Kleine, er reichte ihr die Medizin und den Wein, er schnitt ihr das Fleisch zurecht, erzählte ihr Märchen und spielte mit ihr, und seine Hand war frauenhaft weich und behutsam wie die einer Mutter, seine Stimme immer sanft, wenn er zu dem Kinde sprach, seine Augen stets voll Liebe, wenn sie auf ihm ruhten. Den „gelehrten Gerold“ nannten ihn die Leute und wunderten sich, daß er, der einzige Sohn eines reichen, alten Patrizierhauses, sich nie zu einem Brotstudium entschlossen hatte — er würde sicher ganz Hervorragendes geleistet haben. Er hatte sich nur den Doctor juris erworben und sich dann mit der Rechtswissenschaft nur noch gelegentlich abgegeben — Philosophie und Sprachen, die alten wie die neuen, waren seine Stedenpferde, und wer Gelegenheit fand, ihn in eingehende Ge-

sprache wissenschaftlichen Inhalts zu verflochten, der mußte über die Fülle von Kenntnissen staunen, die er hier vereinigt fand. Gerold ging sehr selten aus, empfing aber gern und häufig Besuche und konnte, sobald er sich mit diesen in interessante Fragen vertieft hatte, so anziehend und inhaltreich reden, daß seine Gäste Zeit und Stunde darüber vergaßen und nicht selten die Thurmuhr der nahen Lufastkirche Mitternacht schlug, ehe man sich entschließen konnte, aufzubrechen.

Seine kleine Tochter unterrichtete der Doktor selber, „nach eigener Methode“, wie er lächelnd zu sagen pflegte. Thatsache war, daß das Kind bei dieser Methode erstaunlich rasch vorwärts kam, obgleich der Vater es eher zurückhielt, als antrieb; aber ein glühender Verneiner, gepaart mit ungewöhnlicher Begabung und dem leidenschaftlichen Wunsch, dem Vater Freude zu machen, hob den jungen Geist siegreich über alle Schranken hinweg, die der gebrechliche Körper ihm zu ziehen drohte. So kam es, daß Thekla „des gelehrten Gerold gelehrte Tochter“ wurde, daß sie Lateinisch lernte und Griechisch trieb, daß sie sich allgemach in die philosophischen Systeme vertiefte und mit ihrem ursprünglich schon so scharfen und dann vortrefflich geschulten Geist des Vaters junger „Amanensis“ ward, wie er sie zu nennen liebte, sein bester Freund und Gehilfe, ja zuweilen, worauf sie unsäglich stolz war, sein Rathgeber. Denn Gerold verschmähte es durchaus nicht, ehrlich zuzugestehen, daß ein gewisses Ahnungsvermögen, feinfühliges Tacten und Finden weit mehr Frauen- als Männerfache sei, und daß seine Tochter ihn auf solchem Gebiet zuweilen übertresse.

In dies gelehrte Stillleben, dies Arbeiten und Streben zu zweien fiel urplötzlich wie ein zündender Blitz aus wolkenlosem Himmel Gerolds aufstodernde Leidenschaft für ein junges, schönes und reiches Mädchen, das er im Hause eines seiner wenigen Freunde flüchtig kennengelernt hatte. Völlig unsonst, daß er sich an sein ergrauendes Haar, seine fünfzig Jahre, seine erwachsene Tochter erinnerte, daß er sich die Unmöglichkeit, dies junge bildschöne, lebensfrohe, vielumworbene Geschöpf für sich, den so viel älteren Mann, zu gewinnen, mit grausamer Schärfe vorhielt — unsonst, daß er es vermied, sie wiederzusehen, sogar, eine bisher unerhörte Thatsache, sich von seiner kranken Tochter trennte, um eine Reise zu machen und zu vergessen, — daß er sich wie ein Schwimmer in den reißenden Strom mit einer Art von Verzweiflung in seine Arbeiten stürzte. Die Leidenschaft hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht los, er fühlte, er müsse zu Grunde gehen, wenn er nicht Gewißheit habe, und sei es die schmerzliche. — Aber das vollständig Unerwartete geschah: der einsame, gelehrte Witwer, der alternde Mann hatte es dem reizenden jungen Wesen angethan, alle Bitten und Vorstellungen, alle Warnungen vor der stillen Händlichkeit, der überstudierten Tochter, dem bedenklichen Altersunterschiede fruchteten nichts, Ellinor bestand fest auf ihrem Willen und legte mit hellen Freundenthränen in den wunderschönen, leuchtenden Augen ihre Hand in die des überglücklichen Verlobten.

Die Art, wie Gerold seiner Tochter Thekla beichtete, die Worte, die er ihr damals sagte, voll felsenfesten Vertrauens in ihren Charakter, in ihre Liebe zu ihm, voll innigster Vaterzärtlichkeit — nie würde die Tochter das vergessen bis ans Ende ihres Lebens! Sie that alles, was sie konnte, sich der hohen Meinung, die der Vater von ihr hegte, werth zu zeigen, sie brachte der zukünftigen Mutter, die kaum so alt war wie sie selbst, Freundschaft und guten Willen entgegen — mehr konnte sie nicht!

Wie sie aber das schöne, liebliche Geschöpf zum ersten Mal sah, als es befangen über die Schwelle ihres Zimmers trat und ihr mit einem bittenden Blick die Hand hinhielt, da wurde ihr wie mit einem Zauberschlage die Gewalt klar, die ein solches Glückskind selbst über einen Mann, wie ihr Vater es war, auszuüben vermochte — da griff sie nach dem schüchtern entgegen gestreckten Händchen, drückte sprachlos ihr Gesicht dagegen und brach in eine Fluth von Thränen aus. So fanden sich gleich beim ersten Male diese beiden grundverschiedenen Naturen zu einander, so hielten und behielten sie sich bis zum Scheiden.

Wie einen ganzen Strom goldigsten Sonnenscheins gab Ellinors Wesen seinen eigenartigen Zauber über das erste, stille Patrizierhaus; von dem Herrn dieses Hauses und seiner Tochter, von den jetzt häufigeren Gästen bis zu den Bediensteten, Ellinors ehemaliger Wärterin Agathe, jetzt Wirthschafterin, und dem alltäglichen Diener des Gerold'schen Hauses Lamprecht, die sich nach

kurzer Frist zu einem zufriedenen Paare verbanden — da war keiner, welcher der jungen Frau nicht blindlings ergeben gewesen wäre. Ihr glöckchenreines Lachen, ihre helle Stimme belebte Haus und Garten, Flur und Treppe.

Sie hatte die landläufige Töchterfchulbildung genossen und zeigte, trotz großer Fassungsgabe, keine besondere Lust, ihre Kenntnisse noch irgendwie zu vermehren. „Ich bin ja meinem Richard klug genug!“ sagte sie zuweilen lachend. Und in der That — sie war ihm klug genug, mit ihrem raschen Geist, ihrer lebendigen Auffassung, dem glücklichen Humor und jener sprudelnden Einbildungskraft, die von trockenem Wissenstram wenig wissen will, dagegen das Gemüth wie ein frischer Bergquell erquickt und allen Dingen im Alltagsleben einen eigenthümlichen Hauch von Poesie zu geben weiß. Oft ließ sich die junge Frau gutmüthig mit ihrer geistigen Trägheit necken und lachte selbst am heitersten mit — die wenigsten nur wußten, daß es nicht nur Bequemlichkeit war, die sie an den Studien ihres Vaters scheinbar wenig Antheil nehmen ließ! Sie wollte Thella das einzige Recht, das diese voll und ganz genoss, das der geistigen Gemeinschaft mit ihrem Vater, nicht entziehen, da sie das Herz des geliebten Mannes schon ohnehin zu eigen hatte. Sie fuhr aus, machte Einkäufe und Besuche oder lud sich eine Freundin ein, nahm wohl auch ein hübsches Buch vor, während die beiden miteinander lasen und disputirten, um dann, schön und hell wie ein Maientag, in das Studierzimmer zu treten und sich mit einem Sturm von Jubel und Härtlichkeit begrüßen zu lassen. Sie verstand es, aus allem etwas zu machen, das unbedeutendste Erlebnis anmutig oder wichtig zu schildern; dabei blieb ihr Gemüth rein und ihr Herz weich, nie kam ein hartes oder liebloses Urtheil aus ihrem Munde. Unmöglich, sie nicht zu lieben — unmöglich, die drei Jahre voll ungetrübteten Sonnenscheins zu vergessen, die sie dem Hause gebracht hatte.

Ihr Töchterchen Annie, Zug um Zug ihr Ebenbild, lebte schon ein Jahr und gab durch sein Dasein der schönen, jungen Mutter einen neuen Reiz, als eine Typhusepidemie ausbrach und im ganzen Hause ein einziges Opfer forderte.

Sie litt nicht lange, sie starb, wie man mit rascher Hand eine Blume knickt, die eben in vollem Prangen ihren köstlichen Kelch erschlossen hat — aber die sie zurückließ — —

„Gut, daß Du von all dem Jammer keine Ahnung hast!“ dachte Thella Gerold und starrte mit heißen Augen auf den Lichtstreifen, der eben wieder durch Annies vorüberhuschende Gestalt verdunkelt wurde. Der unglückliche Gatte war in einen trostlosen Zustand gerathen; er konnte das Kind in der ersten Zeit nicht sehen, das ihm mit den Augen der Entschlafenen anlachte, er konnte lange den Ton des feinen Stimmchens nicht hören, das ganz so glücklich aufsprangen konnte, wie die Mutter es verstanden hatte, er wollte auch keinen Zuspruch, kein Trosteswort hören. Ach, wo blieb nun die vielgerühmte Macht der Wissenschaft, wo die stolze sieghafte Kraft seiner Philosophen? Sie waren alle, alle machtlos, ihm zu helfen, sie konnten sein wundtes Herz nicht heilen und ihm seinen Liebling nicht zurückgeben!

Er wäre gern gestorben, aber . . . erst zögernd, dann lauter und bestimmter sagte er sich's: „Das darfst du nicht — was würde aus dem Vögeltchen werden?“

„Das Vögeltchen“ — so hatten sie Elinor genannt, so nannten sie auch die Kleine, wenn sie in ihrem kurzen, weißen Rödtchen die dunkeln langen Treppen heruntergestallert kam und sich mit einem hell zwitschernden Laut dem Vater in die Arme warf. Das Kind liebte den stillen, traurigen Vater abgöttisch, und dieser konnte schließlich nicht anders — er mußte diese Liebe erwidern! Gewiß, Thella war gut und behütete das Kind wie ihren Augapfel, aber sie war so ernst, und ein Kind, gar dies Kind, das Kind dieser Mutter, brauchte Freude! Die mußte der Vater ihm verschaffen, und er that es, soviel in seinen Kräften stand. Sein „Amanuensis“ stand ihm getreulich bei. Als der Vater gefragt hatte: „Willst Du es übernehmen, Thella, das Kind mit mir zusammen zu erziehen?“ da hatte sie ein feierliches „ja“ gesprochen, und sie ordnete sich in allem ihrem Vater unter. Er puzte die Kleine heraus wie ein Prinzeltchen — Thella schüttelte insgeheim den Kopf dazu, sagte aber kein Wort, und es kam die Zeit, da sie dem Vater recht gab, wenn er behauptete, das Vögeltchen sei auch darin seiner Mutter echtes Kind, daß es keine Spur eitel sei. Es freute sich des neuen schönen Kleidchens, weil

das Kleidchen schön war, nicht aber, weil es ihm besonders gut zu Gesicht stand, es spielte mit dem kleinen abgegriffenen Gummiball ebenso gern wie mit der kostbaren Pariser Puppe, es hatte immer soviel zu thun und zu denken in seinem lustigen kleinen Köpftchen, und es hatte sich den ganzen Tag zu freuen und den Vater zu streicheln und zu küssen und Thella zum Lachen zu bringen mit seinen drolligen Kindereinsfällen . . . wo hätte das Vögeltchen wohl die Zeit hernehmen sollen, um eitel zu werden? —

Es wurde fünf, es wurde sechs Jahre alt, es sollte bald sieben werden — ein kräftiges, schön entwideltes Kind. Thella fand in der Stille, nun sei es höchste Zeit, daß es anfangs, etwas zu lernen. Sie selbst hatte in dem Alter schon fließend lesen und schreiben können. Allein der Vater wünschte es nicht, Vögeltchen sollte seine Kindheit herrlich genießen. Das that es denn auch und jubelte und lachte im Garten und tollte mit Agathe und dem ehrbaren Lamprecht und mit den kleinen Freunden und Freundinnen, daß es im ganzen Hause einen lauten Widerhall gab. Endlich fing der Vater doch an, seine Annie zu unterrichten, aber es wurden andere Lehrstunden als damals bei Thella. Diese hatte haarscharf aufgemerkt, faßte jede Sache mit gleichem Eifer an, wollte lernen, lernen um jeden Preis. Annie aber hatte ihre Lieblingsstunden, ihre ausgeprochenen Neigungen — was nicht zu ihrem Gemüth, zu ihrer Phantasie sprach, das ließ sie ganz kalt, sie lernte es wohl, dem Vater zuliebe, aber es blieb gleichsam ein todttes Kapital in ihr — sie war auch hierin ihrer Mutter echtes Kind!

Der „gelehrte Gerold“ sah es — und sah es mit Freude! Hatte er an einer studierten Tochter genug, oder rührte ihn die Aehnlichkeit, die das Kind in allen Stücken mit der geliebten Frau hatte, so tief?

Gerold lebte mit beiden Töchtern auf seine Weise: Thella war recht eigentlich das Kind seines Geistes — Annie das seines Herzens, und doch theilte er jedem von beiden mit! Auch in religiöser Beziehung hatte er es mit den Töchtern verschieden gehalten. Während er Thella allmählich in die freie, keine Luft der philosophischen Gedankenhöhen hinaufgeführte, sie zu scharfem, logischem Denken erzogen und einen Freigeist aus ihr gemacht hatte, der alles hinnahm, wie es eben kam, als eine unerbittliche Nothwendigkeit, war es ihm ein unabweisliches Bedürfnis gewesen, Annies Kinderhändchen allabendlich zum Gebet zu fassen, sie hinaufschauen zu lehren zu dem Gott, den ihre Mutter in ihrem reinen Sinn gesucht und gefunden, dem sie so unendlich oft für ihr Glück gedankt und der ihr geholfen hatte, das Scheiden zu ertragen.

So lebten diese drei Menschen ihr Leben, vereint in innigster Liebe und doch in den Grundelementen durchaus von einander verschieden, — der Vater gewissermaßen als Vermittler zwischen den beiden Töchtern stehend, welche die schärfsten Gegensätze darstellten. Und so ging es, bis Annie fünfzehn Jahre alt war. Da fanden sie eines Abends — es war wenige Tage nach Annies Konfirmation — den Vater in seinem Lehnstuhl todt, friedlich und heiter anzusehen, und das lebensgroße Bildniß seiner Elinor, das ihm gegenüber hing, lächelte auf den stillen Schläfer herab.

Das Herz sei nicht so ganz in Ordnung gewesen, erklärte der Hausarzt — aber an ein so rasches Ende hatte wohl niemand gedacht, niemand als der Verstorbene selbst. —

Die zurückgebliebenen Töchter fanden sich in ihrem tiefen, großen Schmerz noch inniger zusammen als bisher. Annie in ihrem Jammer war ganz fassungslos, und Thella, obgleich bis ins innerste Herz hinein wund, raffte sich gewalttham empor, um die junge Schwester zu trösten. Sie hatte ihren Vater gehabt, jetzt hatte sie Annie, für die sie leben wollte!

Und Annie schloß sich, nachdem der erste heftige Schmerz ausgetobt hatte, immer mehr der ersten, um mehr als zwanzig Jahre älteren Schwester an, begehrte immer mehr theilzunehmen an ihren Arbeiten, und das Trauerjahr, das den fröhlichen Verkehr des Hauses theils verbot, theils beschränkte, leitete die Schwestern so unauflöslich aneinander, daß Annie unwillkürlich nach Ablauf der Trauerzeit einen andern Maßstab an ihre Altersgenossen legte, sie mit Thella zu vergleichen begann. Sie löste und lockerte das Band allmählich da, wo sie nicht fand, was sie suchte, ernstes geistiges Streben und lauterste Wahrheit — und sie knüpfte da an, wo ihr beides begegnete.

Sie hatten ein wunderschönes Zusammenleben geführt, die beiden Schwestern, und eben der Umstand, daß sie, so verschieden sie in Alter, Aussehen und Lebensweise voneinander waren, doch

ut zu  
midball  
mmer  
sfchen,  
er zu  
n mit  
elchen

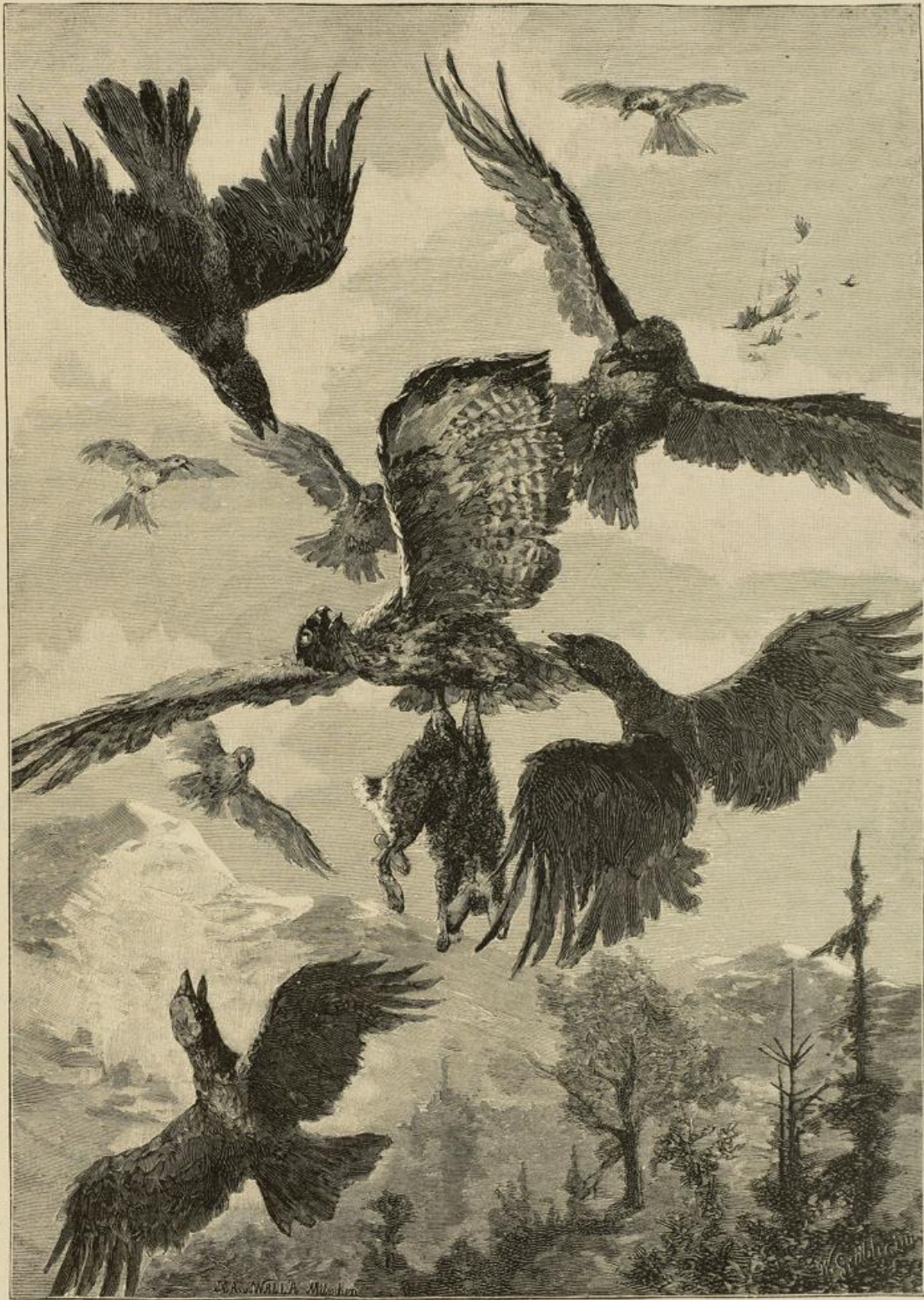
balb  
Ehella  
etwas  
lesen  
elchen  
auch  
n ehr-  
innen,  
ndlich  
urden  
haar-  
wollte  
lings-  
ihrem  
lt, sie  
n ein  
Kind!  
reude!  
n die  
Frau

Ehella  
seines  
ich in  
n ge-  
Luft  
arfem,  
macht  
ttliche  
wesen,  
i, sie  
ihrem  
ir ihr  
ragen.  
igster  
e ver-  
n den  
ellten.  
anden  
onfir-  
und  
linor,  
herab.  
flärte  
nie-

tiefen,  
ie in  
s ins  
n die  
jeht

hmerz  
anzig  
hmen  
Ber-  
e die  
ürtlich  
lters-  
löste  
s sie  
und

, die  
hieden  
doch



Ein Kampf in den Wolken.  
Zeichnung von W. Gräbheim.

alles und jedes theilten, gab ihrem engen Verkehr einen eigenen Reiz, eine immer neue Frische. —

Heute schien Annie nicht geneigt, zu theilen, und das machte Thella traurig. Es gab ja so vieles, was Annie genoss und was die ältere Schwester nur vom Hörensagen kannte: Bälle und Damencafés, Eislauf und Waldpartien, Reitfeste und Spazierfahrten. Auf alles dies hatte sie von jeher verzichten müssen, und es hatte Zeiten gegeben, da auch die „gelehrte“ Thella Gerold, die Philosophin, heimlich bittere Thränen vergossen und eine brennende Sehnsucht empfunden hatte nach jenen Freunden, die sie nie genießen sollte.

Nun, das war freilich lange her, sie hatte es seitdem gelernt, ihre Bücher als ihre vertrauesten Freunde zu lieben, denen sie zahllose schöne und erhebende Stunden verdankte; jetzt beehrte sie für sich selbst nichts mehr von Lebensfreude und Genuß. Aber für Annie, die das Dasein eines wirklichen jungen Mädchens führte, umschwärmte und gefeiert und dennoch gegen Verflachung und hohles Scheinwesen geschützt — da erwartete und verlangte sie viel, und oft hatte sie in der Stille gemurmelt, wie wohl der Mann beschaffen sein müsse, den sie — Thella — ihres Lieblings für werth halten würde. Ach, ihre sorgende mütterliche Liebe würde ihn ja nicht ansuchen können, aber sie konnte warnen, zu oder abreden, loben und tadeln. . . Annie war ja so lieb, so kindlich, unterwarf sich so gern dem Urtheilspruch ihrer klugen Thea! —

Konnte der schräg in ihr Zimmer fallende Lichtstreifen sie blenden? Was war es, das ihre Augen feucht werden ließ?

Jetzt erlosch das Licht nebenan, tiefe Finsterniß umfing sie. Wer nun schlafen könnte, fest und traumlos! Das junge Geschöpf nebenan würde es können — welches Bild es doch mit hinübernehmen möchte in seinen sanften Schlummer? Die Schwester wußte es nicht, sie war ja ausgeschloffen — heute zum ersten Male! — Vier Uhr! Die tiefe, dröhnende Stimme vom Saufk Lufasthurm war Thellas älteste Freundin, die hatte dem kranken Kinde schon vor langen, langen Jahren den Weg durch die endlosen Nächte gewiesen. Sie hatte sich seitdem üben können im Wachen und Leiden; die gleichmäßigen Athemzüge, die aus dem benachbarten Zimmer kamen, hatten sie zuweilen eingewiegt — wer konnte sagen, wie lange sie dieselben noch hören würde?

Ein leichtes Rascheln nebenan — Thellas scharfes Ohr unterschied einen leisen Fußtritt, der sich näherte — dann eine flüsternde Stimme: „Thea, bist Du noch wach?“

„Ja, Vögelchen! Warum schläfst Du nicht?“

„Ich kann nicht! Es kommt mir so unrecht vor, wie ich heut' zu Dir gewesen bin! Dir nicht auch?“ Hier tastete eine suchende Hand über Thellas Bett, und zwei weiche Arme legten sich gleich darauf im Dunkel der Nacht um Thellas Nacken. „Ich hab' Dir ja immer und immer alles gesagt, und ich will es auch heute — wenn ich nur wüßte“ — ein tiefer, vollkommener Seufzer hob die junge Brust — „wie ich Dir sagen soll, was ich selbst nicht recht verstehe. Gut, daß es wenigstens dunkel ist — im Geißt seh' ich ohnehin deutlich genug, wie Du mich fragst mit Deinen großen, allwissenden Augen. So wie jetzt ist mir noch nie zumuthe gewesen — traurig und auch wieder glücklich dabei — und so, wie mir heute ein einziger gefallen hat. . . ach Gott, was ich rede! ‚Gefallen‘ ist gar nicht das Wort dafür! Weißt Du, wie Werther sich darüber aufregt, als ihn jemand fragt, ob ihm Lotte ‚gefiele‘! Thella — Du denkst jetzt gewiß, es ist dieser schöne Prediger, der mich so beschäftigt —“

„Nein, mein Kind, das denke ich nicht!“

„Wie klug bist Du doch, und wie genau kennst Du mich! Sieh, daß ich dem Prediger sehr gefiel, das merkte ich gleich, freute mich auch darüber, denn er hat mir einen bedeutenden Eindruck gemacht. Ob ich dem — dem — andern gefiel, das weiß ich eigentlich gar nicht“ — wieder ein langer Seufzer — „er sah so finster und verschlossen aus, da that er mir leid und ich dachte: ob der wohl lachen kann? Ob du ihn wohl zum Anstehen bringst? War das unrecht, Thea? Ich wollte ja nichts Schlimmes, dachte noch nichts weiter, nur, ob es mir gelingen könnte, ihn heiter zu machen. Ich denke, das war nicht fokett — nein, Thea?“

„Ich meine nein, Annie!“

„Und es gelang mir so gut! Du hättest es nur sehen sollen! Ein ganz anderer Mensch ist er geworden — und was er mir alles erzählt hat! Aber das will noch nichts sagen. . . die andern Herren werden uns alle Besuch machen, Thea, in den nächsten Tagen, und er hat kein Wort davon gesagt. Nun bekommen wir ja auch Frühling, und dann geht er gewiß wieder auf Reisen, und es kann sein, daß man sich nicht wieder sieht. Ja — das wollt' ich Dir gern noch sagen, Thea! Bist Du noch böse?“

„Böse bin ich überhaupt nicht gewesen, Kleine!“

„Aber enttäuscht und betrübt?“

„Das muß ich zugeben!“

Annies Lippen fanden im Finstern der Schwester Gesicht und preßten sich ungestüm dagegen.

„Mein Narrchen, mein liebes! Nun ist alles, alles wieder gut, ich weiß in Dir Bescheid, das ist die Hauptsache! Warten wir alles weitere ab! Mit dem Nimmerwiedersich wird es ja wohl so schlimm nicht sein, wenn jemand in derselben Stadt an der Akademie eine Professur hat und man einander zehnmal im Monat in denselben Kreisen begegnen kann.“

„O nein, er sagt, er besucht gar keine Gesellschaften!“

„Nun, er hat doch die heutige besucht.“

„Ja — das war eine Ausnahme.“

„Solche Ausnahmen werden des öfteren vorkommen — vielleicht bekomme ich diesen Vogel Phönix dann auch noch einmal zu sehen!“

„Siehst Du, Thea, das ist schlecht von Dir! Jetzt machst Du Dich lustig über mich!“

„Wahrhaftig nicht, Liebchen!“

„Und ein Vogel Phönix ist er durchaus nicht! Ich hab' es so im Gefühl, Dir würde er gar nicht gefallen!“

„So? Das sollte mir leid thun!“

„Viel eher Conventius! Der ist ganz ein Mann für Dich!“

„Vielen Dank! Wir werden ja sehen! Aber jetzt rasch ins Bett, Kind, oder ich mache Dir eine Scene!“

„Und Du hast mich wieder lieb?“

„Am liebsten von allen Menschen — ist Dir das genug, Du anspruchsvolle, verzogene Prinzessin?“

„Ja, gerade genug, Thea! Gute Nacht! Ach, wenn Du doch schlafen könntest!“

„Ich glaube, ich kann Dir, zum ersten Male in Deinem Leben, diesen Wunsch zurückgeben!“

„Ach, wenn ich auch nicht schlafen kann! Ich habe soviel zu denken!“

Damit huschte es wieder auf lautlosen Füßchen davon, und Thella wandte zufrieden ihr Haupt nach der andern Seite. Gottlob, „ihr Kind“ gehörte ihr noch!! —

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ostjaken.\*

Von Alfred Edmund Brehm.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Leicht und mühelos ist gegenwärtig und wohl noch auf Jahrhunderte hinaus der Kampf ums Dasein, welchen der Mensch in Sibirien zu bestehen hat, leicht und mühelos namentlich in den von der Natur überreich begabten Gefilden im Süden des Landes, nicht allzuhart und schwer aber auch in jenen Gegenden, welche wir als eine eisige Wüste, als unwirthliche Einöde zu be-

trachten gewohnt sind. Wohl tritt im hohen Norden Westsibiriens das Klima dem Menschen rauh und streng entgegen; wohl weigert sich hier die in geringer Tiefe unter ihrer Oberfläche für ewig erstarrte Erde, nährende Frucht zu bringen, aber auch hier schüttet die Natur gütig ihr Füllhorn aus, und was das Land verjagt, gewährt das Wasser. In unseren Augen mag der in jenen

\* Aus dem im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart soeben in Lieferungen erscheinenden Buche „Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm. Mit Illustrationen von R. Fricke, G. Hügel, Fr. Specht u. a.“

Breiten seit Jahrhunderten ansässige Mensch arm und elend erscheinen, in Wahrheit ist er weder das eine noch das andere. Auch der Ostjake gewinnt sich seine Bedürfnisse; auch er umgiebt sein Dasein mit ihm beglückenden Reizen, denn seine Heimath schenkt ihm mehr, als er zum Leben bedarf.

Es mag sein, daß der Stamm der Ostjaken, der zu der finnischen Völkergemeinschaft gehört, in früheren Zeiten zahlreicher gewesen ist als gegenwärtig; ein Volk nach unseren Begriffen aber hat er wohl nie gebildet. In einzelnen Theilen des von ihm besiedelten oder wenigstens von ihm durchwanderten Gebietes soll die Einwohnerzahl stetig abnehmen, in anderen dagegen in geringem Grade sich vermehren; von erheblichem Belange scheint aber weder die Zu- noch die Abnahme zu sein. Man rechnet hoch, wenn man den Gesamtbestand auf fünfzigtausend Köpfe anschlägt.

Alle am Tschum und oberen, beziehungsweise mittleren Ob hausenden Ostjaken wohnen in feststehenden, sehr einfachen, den russischen ähnlichen Blockhäusern, und nur hier und da trifft man zwischen diesen bereits eine höhere Sittungsstufe angezeigenden unbeweglichen Wohnungen auch einmal auf ein Birkenrindenzelt, „Tschum“ genannt, wogegen dieses am unteren Ob unbedingt vorherrscht und, wie erklärlich, die alleinige Behausung des wandernden Renthierhirten ist. Fast, wenn auch nicht vollständig im Einklange damit steht, daß die in feststehenden Dörfern lebenden Ostjaken der russisch-katholischen Kirche angehören, wogegen die im Tschum hausenden ihrem uralten Glauben noch gegenwärtig treu sind. Mit der Annahme des Volkthums und des Christenthums geht ebenso Hand in Hand, daß die im mittleren Ob- und unteren Tschumgebiete ansässigen Ostjaken nicht allein ihre Kleidung bis zu einem gewissen Grade mit der des benachbarten russischen Fischers vertauscht, sondern im Umgange mit diesem auch viel von seinen Sitten und Gewohnheiten angenommen, von den übrigen dagegen verloren, zum Theil auch die Reinheit ihres Stammes eingebüßt und eigentlich nichts weiter behalten haben als die unveräußerlichen Merkmale des Stammes, die Sprache, sowie vielleicht noch die dem ganzen Volke gemeinsame Geschicklichkeit, Anfertigkeit und — harmlose Gutmüthigkeit. Ich beschränke meine Mittheilungen im wesentlichen auf diejenigen Ostjaken, welche ihren alten Glauben, ihre alten Sitten bis heute festgehalten haben.

Von einem ostjakischen Stammesgepräge ist schwer zu reden, daselbe zu beschreiben, noch schwieriger. Die Leute sind hinsichtlich ihrer Gesichtsbildung, der Färbung ihrer Haut, ihres Haares und ihrer Augen ungemein verschieden; ihre Rassenangehörigkeit, also ihr Mongolenhum, ist keineswegs immer so leicht wahrzunehmen, und wenn man wirklich einmal glaubt, bestimmte, durchschnittlich gültige Merkmale festgestellt zu haben, wird man durch eine Anzahl anderer Angehöriger des Stammes belehrt, daß denselben keinesfalls eine unbedingte Gültigkeit zugesprochen werden darf.

Die Ostjaken sind mittelgroß, durchschnittlich schlank gebaut, ihre Hände und Glieder überhaupthalt verhältnißmäßig. Ihre Gesichtsbildung steht gewissermaßen zwischen der anderer Mongolen und der der nordamerikanischen Indianer in der Mitte; die braunen Augen sind klein, nicht auffallend, aber stets merklich schief geschlagen, die Backenknochen nicht wesentlich vorgedrängt, die unteren Theile des Gesichtes gegen das stets schmale und spitze Kinn zu aber so zusammengedrückt, daß das ganze Gesicht winkelig erscheint und, da auch die Lippen scharf geschnitten sind, bei vielen, zumal bei Kindern oder Frauen, zu einem wahren Kaugesichte wird, obgleich die Nase im ganzen wenig abgeplattet ist. Das reiche, schlichte, aber nicht straffe Haar ist gewöhnlich schwarz oder tiefbraun, seltener lichtbraun und noch seltener blond gefärbt, der Bart schwach, jedoch nur infolge der Gewohnheit junger Stutzer, denselben sich auszurufen, die Augenbrauen sind stark, oft buschig. Die Hautfärbung endlich steht an Weiße der eines viel an frischer Luft, Wind und Wetter sich bewegenden Europäers kaum nach, und der gelbliche Schein, welchen sie in der Regel zeigt, kann sich fast gänzlich verwischen.

Ueber die Sprache der Ostjaken vermag ich kein Urtheil zu fällen, kann daher nur sagen, daß sie in zwei, auch dem Ohre des Fremden deutlich erkennbare Mundarten zerfällt, von denen die am mittleren Ob herrschende sehr wohlklingend, wenn auch etwas gedehnt und singend klingt, wogegen die am unteren Ob gebräuchliche, wohl infolge der hier allgemein üblichen Gewohn-

heit aller Ostjaken, sich mit Vorliebe des weicheren Samojedisch zu bedienen, in rascherem Flusse, obwohl noch immer mit deutlicher Abgrenzung der Silben, gesprochen wird.

Während die christlichen Ostjaken, wie bereits bemerkt, die Tracht der Russen nachahmen und die Frauen nur dadurch von denen der russischen Fischer abweichen, daß sie ihre Kleider an vielen Stellen mit bunten Glasperlen verzieren, verwenden die heidnischen Stammesangehörigen unseres Völkchens ausschließlich die Dede und die Haut des Renthieres zu ihrer Kleidung und gebrauchen Felle anderer Thiere nur ausnahmsweise zum besondern Schmucke der Renthier- oder, wie die Russen sagen, der Hirschpelze. Die Kleidung besteht aus einem bis über die Kniee herabreichenden, eng anliegenden Pelze mit anhängender oder doch dazu gehöriger Kapuze und angenähten Fausthandschuhen, Lederhosen, welche bis unter das Knie herabreichen, und Lederstrümpfen, welche oberhalb des Knies befestigt werden. Der Pelz ist bei Frauen mit Säumen, welche aus verschiedenfarbigen, kleinen, viereckigen, kurzhaarigen Pelzstücken mühsam zusammengesetzt werden, unten auch regelmäßig mit einem breiten Besatze aus Hundepelz, bei Männern mindestens mit letzterem verziert, auch stets mit der Kapuze versehen; die Lederstrümpfe bestehen aus sehr vielen verschiedenfarbigen, geschmackvoll zusammengesetzten Streifen aus dem Felle der Läufe des Renthieres und einem plumpen Schuh. Ein breiter, meist mit metallenen Knöpfen besetzter Ledergürtel, an welchem das Messer hängt, schnürt den Pelz des Mannes zusammen; ein buntes, mit langen Franzen besetztes Kopftuch, welches im Sommer anstatt der Kapuze getragen wird, fällt über den Pelz der Frau herab.

Um sich zu schmücken, steckt die Ostjakin sovieler einfache Messing, im allergünstigsten Falle Silberringe an alle Handfinger, als die inneren Glieder derselben zu tragen vermögen, hängt sich außerdem eine mehr oder minder reiche Kette aus Glasperlen um den Hals und sehr schwere, aus Glasperlen, Drahtwindungen und Metallknöpfen zusammengesetzte quarsenartige Ohrgehänge an die Ohren und slicht endlich ihre Haare in zwei tief herabfallende, aus Wollenschnüren strickartig gedrehte Pöpphüllen ein. Letzteres thut auch der ostjakische Stutzer, wogegen der vernünftige Mann für gewöhnlich sein Haar lang, aber lose trägt.

Einfacher noch als die Kleidung, aber ebenso zweckmäßig wie sie ist die Wohnung des Ostjaken, der Tschum, die kegelförmige, mit Birkenrinde umkleidete, bewegliche Hütte des Fischers wie des Wanderhirten. Zwanzig bis dreißig dünne, geglättete, oben und unten zugespitzte, vier bis sechs Meter lange Stangen, von denen zwei gegen das obere Ende hin mittels eines kurzen Strickes vereinigt werden und allen übrigen als Stützpunkt dienen, bilden, im Kreise aufgestellt, das Gerüst, fünf bis acht nach dem Mantel des Kegels geschnittene, aus kleinen Stücken vorher gedocht und dadurch geschmeidig gemachte Birkenrinde zusammengesetzte Tafeln die äußere Umkleidung, eine vom Winde abgekehrte, mit einer anderen Rindentafel verschließbare Oeffnung die Thür der Hütte, deren Kegelspitze stets unbedeckt bleibt, um dem Rauche freien Abzug zu gestatten. Von der Thür an in gerader Richtung zur entgegengesetzten Seite des Tschums verläuft ein Gang, in dessen Mitte das Feuer angezündet wird; über ihm befindet sich, aus zwei wagerecht angeordneten Stangen hergestellt, ein Trodengerüst, an welchem auch der Kochfessel aufgehängt wird. Rechts und links von dem Gange decken Bretter oder wenigstens Matten den Boden und dienen als Laufflege sowie als Abschluß der Lagerstätten, deren Kopfende gegen die Wand sich richtet. Aus Niedergasbündeln gefertigte Matten, langhaarige, weiche Renthierfelle und mit Renthierhaaren oder getrocknetem Wassermoose gestopfte Kissen stellen die Lagerstätten, Pelze die Decken her; ein Rückenstuhl, unter welchem im Sommer die ganze Familie kriecht, schützt die Schlafenden wirksamer als das am Eingange des Tschums beständig brennende, mit Weidenreisern unterhaltene Schmauchfeuer gegen die geflügelten Quälgeister. Ein Koch-, ein Thee- und ein Trinkfessel, Mulden, Lederjade zur Aufbewahrung des Mehles und hartgebackenen Schwarzbrotes, kleine verschließbare Truben zur Unterbringung der werthvollsten Habseligkeiten, insbesondere auch des Theegeschirrs, ein Beil, ein Bohrer, Lederfischer, ein muldenartiges Nähkästchen, Bogen, Ambrust oder Gewehr, Schneeschuhe, sowie verschiedene Fangwerkzeuge vollenden den Hausrath; die Stelle des in den Hütten der christlichen Ostjaken selten fehlenden Heiligenbildes vertritt ein Hausgöze.

Gegen den Winter, seine Kälte und seine Stürme sucht man den Tschum durch eine außen übergebretete, aus dem Leder abgetragener Pelze zusammengenähte Decke oder noch besser dadurch zu schützen, daß man einen zweiten Mantel aus Birkenrinde tafeln über den ersten breitet.

Ist der Tschumbesitzer Fischer, so sieht man außen vor dem Tschum Trockengerüste zum Aufhängen der Netze und solche zum Dörren der Fische, sehr sauber gearbeitete, allgemein leichte und kunstvolle Reusen, mehrere unübertreffliche kleine Boote und sonstige Fischereigeräthe; ist er auch Jäger, dann allerlei Fangwerkzeuge, Stellbogen und als Selbstschüsse wirkende Armbrüste; ist der Tschumwirth Renthierhirt, dann mehrere sorgsam gearbeitete Schlitten nebst dazu gehörigem Geschirre und einem auch für ihn unerlässlichen Boote.

Jeder Ostjake ist des Fischfangs kundig, fast jeder auch Jäger oder Fallensteller, nicht jeder aber Wanderhirt. Renthiere besitzen, bedeutet unter unserem Völkchen ebensoviel als wohlhabend sein, einzig und allein von der Fischerei leben müssen, das Gegentheil. Pferde und Rinder sieht man in sehr geringer Anzahl zwar auch in einzelnen ostjasischen Niederlassungen, aber nur in denen des mittleren Stromgebietes, Schafe und vielleicht sogar eine Kowe werden hier ebenfalls dann und wann gehalten; die eigentlichen Hausthiere der Ostjaken aber sind Renthier und Hund. Ohne sie, zumal ohne Renthier, vermeint der wohlhabende Mann nicht leben zu können; und sie allein ermöglichen ihm thatsächlich das, was er Freude des Daseins nennt.

Nach der Anzahl der Renthiere schätzt der Ostjake den Besitz eines Menschen, in den Renthierern sieht er seinen Reichtum, sein Glück. Daher verliert er nicht allein dieses wie jenen, wenn die würgende Seuche seine Herden vernichtet, sondern noch weit mehr: Ansehen und Rang, Selbstbewußtsein und Zwerfsicht, ja seinen Glauben, seine Sitten und Gewohnheiten, sich selbst.

„So lange die Seuche unsere Herden noch nicht heimsuchte,“ sagte uns der Gemeindevorsteher Mamru, der verständigste Ostjake, welchen wir kennengelernt haben, „lebten wir freudig und waren wir reich; seitdem wir unsere Renthiere verloren, werden wir allgemach zu armen Fischern; wir können ohne sie nicht bestehen, ohne sie nicht leben!“

Arme Ostjaken! — mit diesen Worten ist euer Geschick ausgesprochen. Schon gegenwärtig sind die einst nach Hunderttausenden zählenden Renthiere auf fünfzigtausend zusammengeschmolzen, und nach wie vor, alljährlich fast, wüthet der Würgengel unter den geweihtragenden Herden.

Das nordasiatische Renthier ist ein von dem lappländischen wesentlich verschiedenes Geschöpf; es ist nicht allein größer und stattlicher, sondern auch ein Hausthier im besten Sinne des Wortes; dort, in Lappland, ein ewig widerstrebender, mit erstichlichem Unwillen unter das Joch des kleinen Mannes sich beugender, unablässig auf Wiedererlangung der Freiheit bedachter Hirsch, hier in Sibrien ein folgemes, williges, an dem Menschen hängendes, ihm vertrauendes Thier. Freilich weiß der Ostjake auch vortreflich mit ihm umzugehen. Er behandelt es zwar nicht mit der Zärtlichkeit, mit welcher er den Hund hätschelt, aber im ganzen doch auch nicht unfreundlich und nur sehr ausnahmsweise derb oder roh. Abweichend von dem Lappen, verzichtet er darauf, es zu melken, spannt es aber dafür viel regelmäßiger ein als dieser, denn es muß ihn und seine Familie, den Tschum sammt Zubehör und alle übrigen auf der Wanderung zu bewegenden Lasten im Sommer wie im Winter von einer Stelle zur anderen befördern, wogegen es der Lappe nur im Winter zum Ziehen benützt. Das Fleisch des geschlachteten Thieres dient zur Nahrung, die Knochen und Geweihe liefern allerlei Geräthschaften, die Sehnen Zwirn zum Nähen der Kleider, Haut und Fell diese selbst und was sonst noch aus Leder gefertigt wird; selbst die Hufe finden Verwendung. Mit dem Renthier fährt der Ostjake, auf seinem leichten Schlitten sitzend, im Sommer wie im Winter von Ort zu Ort, mit ihm zur Brautschau, zu Festlichkeiten, zur Jagd, zum Begräbniß seiner Freunde; mit ihm fährt er seine Todten zur letzten Ruhestätte; das Renthier schlachtet und verpeist er, um seine Gäste und seine Todten zu ehren; in seine Felle hüllt er die Lepteren wie sich selbst. Gewiß, er kann ohne das Renthier nicht bestehen, nicht leben!

Raum minder wichtig als seine geweihtragende Herde ist ihm sein zweites Hausthier, der Hund. Ihn besitzt, ihn hegt und

pflegt nicht allein der Wanderhirt, sondern jeder Ostjake überhaupt, der Fischer ebenso gut wie der Jäger, der festhafte wie der umherziehende Mann. Der ostjasische Hund gehört zwei verschiedenen, hauptsächlich jedoch nur hinsichtlich der Größe von einander abweichenden Rassen an. Ob unsere Liebhaber ihn schon finden würden, vermag ich nicht zu sagen; ich meinstheils muß ihn schon aus dem Grunde für schön erklären, weil er, mit alleiniger Ausnahme der Färbung, noch alle Merkmale des wilden Hundes besitzt. Am meisten kommt er mit unserem Spitz überein, er ist aber gewöhnlich größer als dieser, nicht selten so groß, daß er kaum oder nur wenig hinter dem Wolfe zurücksteht; auch sein schlanker Bau zeichnet ihn vor dem Spize aus. Der Kopf ist gestreckt, die Schnauze mittellang, der Hals kurz, der Leib lang, die Gliederung schlank, der Schwanz mittellang, das erzfarbene Auge schief geschliffen, das kurze, spizige Ohr aufrecht gestellt, das Fell außerordentlich dicht und lang, die Färbung verschieden, vorherrschend reinweiß oder weiß mit tiefschwarzer, gewöhnlich höchst regelmäßiger Abzeichnung an beiden Seiten des Kopfes einschließlich der Ohren, auf dem Rücken und an den Seiten, sonst auch wolfs-, mäuse- oder fahlgrau, gewässert und gewellt, nicht aber gestreift. Die schwachbuschige Fahne wird stets hängend oder gestreckt, niemals gerollt getragen und die Nechtsichtigkeit mit einem Wildhunde dadurch wesentlich verkehrt.

Der stetige und innige Umgang mit dem Menschen hat den Ostjakenhund zu einem überaus gutmüthigen Thiere gewandelt. Er ist wachsam, aber nicht bissig, muthig, aber nicht streitsüchtig, treu und eifrig, aber nicht fremdenfeindlich und hitzig; mißtrauisch, wenn auch nicht gerade unfreundlich dem Fremdling entgegensehend, nähert er sich ihm vertrauensvoll, sobald er ihn mit seinem Herrn reden hört oder in den Tschum eintreten sieht.

Zu keiner Weise verwöhnt, giebt er sich, so gern er auch den Platz im Tschum mit seinem Herrn oder seiner Herrin theilt, doch, ohne Mißbehagen zu bekunden, Wind und Wetter preis, wirft sich ohne Bedenken in das kalte Wasser des Stromes und schwimmt schurgerade über breite Arme desselben oder tragt beim Zuge durch die Tundra unter dem Schlitten dahin, an welchen er angeheftet wurde, und ob der Weg auch durch Sumpf oder Morast, durch Zwergbirkenstrüpp oder Wasser führe, klug und verschmitzt, hündig und behend, weiß er sein Leben behaglich zu gestalten und sich in allen Lagen desselben zu helfen. Im Tschum liegt er entfangensvoll neben ihm sonst erwünschter Speise; außerhalb der Hütte seines Herrn wird er zum nachhaftigen und dreisten Diebe; im Zwergbirkenstrüpp der Tundra tragt er gleichmüthig unter dem Schlitten einher, im glatten Moraste oder auf sonstigem guten Wege aber stellt er sich, alle Biere von einander, auf die Schlittenkufe und läßt sich fahren; auf der Jagd begleitet er seinen Herrn als treuer und nützlicher Gehilfe; dem Fremdling aber schnappt er die Beute vor den Augen weg und verzehrt dieselbe mit einer so harmlosen Behaglichkeit, daß man dem Schelme doch nicht böse sein kann; beim Hirtendienste erweist er sich als aller Eigenheiten und Unarten des Renthiere kundig; aber niemals ist er so verlässlich wie unser Schäferhund, gestattet sich im Gegentheile eigenes Urtheil und leistet seine Dienste nur dann ohne Weigerung, wenn ihm dies unbedingt nöthig zu sein scheint.

Der Hund des Ostjaken wird als Spielkamerad, als Wächter des Tschums, als Hüter der Herden und als Zugthier verwendet, jedoch auch nach seinem Tode noch benützt. Vor den Schlitten spannt man ihn nur im Winter, legt ihm dann aber ein so ungeschicktes Geschirre auf, daß er schon nach wenig Jahren leidenlahm umherhinkt. Nach dem Tode muß er sein treffliches Fell hergeben, ja viele Ostjaken halten offenbar nur deshalb eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von Hunden, um jederzeit im Winter über deren Felle verfügen zu können.

Zu gleichem oder ähnlichem Zwecke dienen wohl auch verschiedene, dem Neste entnommene Säugethiere und Vögel, insbesondere Füchse, Bären, Eulen, Krähen, Kraniche, Schwäne u. dgl., welche man im oder vor dem Tschum des Fischers wie des Wanderhirten angeheftet sieht. So lange solche Thiere jung sind, behandelt man sie freundlich und pflegt sie sorgfältig, sobald sie aber erwachsen und gut von Fell oder Federn sind, weist man sie dem Tode, verpeist, was gegessen werden kann, und verhandelt außerdem Fell und Federn, verhandelt namentlich das erstere zu oft erstaunlich hohen Preisen.

(Fortsetzung folgt)



## Helgoland — Deutsches Land.

Es ist ein seltener Fall in unserer Zeit, daß ein Stück europäisches Land nicht infolge eines blutigen Kesselfanges, sondern lediglich durch freie diplomatische Vereinbarung aus dem Besitze des einen Staates übergeht in den eines andern. Der hochbedeutende Vorgang, die Uebergabe der Insel Helgoland seitens Englands an Deutschland, hat sich in den Tagen des 9. und 10. August dieses Jahres abgepielt mit dem ganzen Ernst und der Würde, wie sie einem solchen Akte heute zukommen. Helgoland ist jetzt von Rechts wegen das, was es auch unter englischer Herrschaft thatsächlich gewesen — deutsches Land.

Schon bei dem ersten Bekanntwerden des deutsch-englischen Abkommens, in welchem die Abtretung Helgolands an Deutschland vorbehaltlich der Genehmigung des britischen Parlaments ausgesprochen war, hat die „Gartenlaube“ — wie sie zuversichtlich glaubt, im Sinne aller ihrer Leser — der hohen Freude und Genugthuung des deutschen Volkes über diese friedliche Wiedergewinnung eines verloren gegangenen Stückes deutscher Erde Ausdruck gegeben. Es bleibt ihr heute nur noch die Aufgabe, die Feierlichkeiten kurz zu schildern, unter denen das „Grüne Eiland“ in den Verband des Deutschen Reiches aufgenommen wurde, und von denen unsere Abbildungen die hervorragendsten Züge festzuhalten bestimmt sind.

Nach am Abend des 8. August wußte man auf der Insel nicht genau, um welche Stunde die Uebergabe erfolgen würde. Nur, daß der folgende Tag, der Sonnabend, für die Feiern bestimmt sei, das wußte man, und daß der erste Sonntag des deutschen Helgolands ihm den Besuch seines Kaisers bringen werde. Auf der ganzen Insel herrschte geschäftiges Treiben; im Konversationshause des Seebades rüstete man sich für die Festmahlzeiten, und der Fremdenzufluß war ein ungeheurer, fast zu groß für die bescheidenen Räume, die zur Verfügung standen.

Schon herrschte völlige Dunkelheit, da wurden an den üblichen Stellen Plakate angeheftet, in welchen der englische Gouverneur Barkly den Bewohnern der Insel Mittheilung machte, daß am 9. August nachmittags 1½ Uhr der Vertreter des deutschen Kaisers, der Staatssekretär v. Boetticher, eintreffen würde,



Die Uebergabe der Insel im Garten des Gouverneurs.

Der Kaiser betritt Helgoland.

um von Helgoland Besitz zu ergreifen. Er forderte die Beamten und Einwohner auf, sich zu der angegebenen Zeit an der Landungsbrücke einzufinden und dort den Minister zu empfangen.

Und so geschah's. Zur vorgeschriebenen Stunde erschienen in Sicht der Insel die deutsche Korvette „Victoria“ und der Aviso „Fheil“; beide Schiffe umfuhren die Insel und bald nach 3 Uhr brachte ein Boot des

„Fheil“ die deutschen Beamten an die Landungsbrücke. Da kam außer dem Minister der Korvettenkapitän Geißler, der künftig die militärische und die maritime, und der Geheimrath Bermuth, der die bürgerliche Verwaltung der Insel führen soll, und mit ihnen verschiedene andere höhere Beamte. Nach kurzer Begrüßung ging es sofort hinauf nach dem Oberlande, nach dem Garten des Gouverneurs, wo englische Matrosen

die Ehrenwache hielten. Der englische Gouverneur verliest den Artikel des Vertrags, in welchem die Abtretung Helgolands an Deutschland ausgesprochen ist. Staatssekretär von Voetticher übernimmt mit einer kurzen Ansprache die Insel in die deutsche Verwaltung — da, kaum hat er geendet, wird neben der britischen Flagge die deutsche gehißt. Doch rufe und der Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ begrüßen sie, und beide Wimpel flattern einträchtig nebeneinander bis Sonnenuntergang; dann werden sie beide eingezogen, die englische, um nicht wieder emporzusteigen. Die Vertreter beider Staaten aber haben sich inzwischen im Konversationshause zum festlichen Mahle zusammengefunden, feierliche Tischreden geben der Bedeutung dieses friedlichen Besitzwechsels geeignenden Ausdruck und feiern die vertragsschließenden Souveräne — dann aber verläßt der englische Gouverneur die Insel unter dem Donner der Geschütze von den beiderseitigen Kriegsschiffen, sein Amt auf Helgoland ist zu Ende.

Das war der amtliche Theil der Uebergabe. Am andern Morgen hat sich das Bild verändert. Noch in der Nacht ist ein stattliches deutsches Geschwader auf der Höhe von Helgoland eingetroffen. Als die Sonne emporsteigt, da umlagern acht Kanzerchiffe und verschiedene andere große deutsche Kriegsfahrzeuge nebst der Torpedoflotte die Südküste der Insel. Ober- und Unterland haben über Nacht ein Festgewand von Kränzen und Fahnen angelegt, am Ausgang der Landungsbrücke ist an schlanken Klagenmasten die riesige Willkommenschrift aufgehängt: „Helgoland grüßt Dich, Kaiser!“ Schon von Tagesanbruch an haben die Kriegsschiffe Mannschaften ausgeschickt, Abtheilung auf Abtheilung, die strammen, in ihrer kleidamen Tracht so prächtig anzuschauenden Offiziere der Marine-truppen führen sie hinauf nach dem auf dem Oberlande befindlichen Paradeplatze; schließlich sind's im ganzen an 3000 Mann, mehr als die Insel Einwohner hat. Zummer lebhafter, bunter, fesslender wird das Bild. Das Seebataillon mit seinem Musikcorps nimmt an der Landungsbrücke Aufstellung und bildet Spalier.

Eine neue Bewegung. Die Helgoländer Jungfrauen, die den Kaiser begrüßen wollen, nähern sich der Brücke. Es sind fünfzehn hübsche junge Mädchen in ihrer ebenso eigenartigen als kleidamen Tracht. Den Kopf bedeckt eine bunte, perlengestickte, kleine Mütze nach Art der alt-deutschen Schauble, von dem Rande derselben fällt eine breite weiße Spitze über Stirne und Kopf, das Antlitz reizvoll umrahmend. Ein faltiger seidener Rock läßt hinten das grellrothe, mit gelber Borde eingefaßte Unterkleid frei. Ein helles buntes Tuch bedeckt die Schultern, an den aufgebauhten Ärmeln spielen große silberne Anhängel. Der Hals trägt einen silbernen Schmuck, einer breiten Brosche gleich, in der Herzen und kleine Fische durch eine Fülle filigranartig gehaltener Figuren zusammengefaßt sind, meist ehrwürdige Familienerbstücke von hundert-jährigem Alter.

Es ist zehn Uhr geworden, ein schöner Sonntagmorgen lagert über der Insel und den Laufenden der Darrenden. Da plötzlich, wie mit einem Jauchenschrei, geht über die Toppfen der deutschen Kriegsschiffe der Flaggenschmuck, die Kanonen des ganzen Geschwaders öffnen ihre Schlände, ein Donnern und Dröhnen, als ob die Welt umgehen sollte! Es ist der Gruß der Flotte an ihren Kaiser, der auf der „Hohenzollern“ herandampft, gefolgt von der „Zeene“, die den kaiserlichen Bruder, Prinz Heinrich, trägt, und von zwei Torpedoboote. Er nimmt die Flottenparade ab, dann umfährt auch die „Hohenzollern“ wie Tags zuvor die „Victoria“ die Insel, und endlich, eine Stunde nach jenem Geschützgruß, löst sich von der kaiserlichen Yacht ein von 12 Matrosen gerudertes Boot, es nähert sich der Landungsbrücke, alles nimmt seine Pläze ein und setzt sich in Positur, die Truppen präsentiren, Musiklänge, Hurrahrufe — der Kaiser hat die Brücke betreten und schreitet dem Lande zu.

Da wird ihm eine sinnige Huldigung. Aus der ihn umgebenden Menge der Empfangenden, der Beamten, die ihre Meldungen erstatten, der Helgoländer Bürger, die ihren neuen Landesherren begrüßen, tritt auf einmal die anmuthige Gestalt eines Mädchens; es ist die Sprecherin der Helgoländer Jungfrauen, Kräulein Bufe, und unter schlichten herzlichen Gedächtnissen überreicht sie dem Kaiser ein kleines Wunderwerk aus Blumen — eine kunstvolle Nachbildung der Insel, ihrer Häuser, Thürme,

Felder, des umgebenden Meeres zc. — alles aus Blumen. Sie bittet ihn, er möge auch dem kleinsten und jüngsten Theilchen seines Reichs Schutz und Günst' angedeihen lassen. Dantend reicht er ihr die Hand, und jetzt — neue Hurrahrufe, neue Musikfanfaren und noch einmal dröhnender Geschützdonner — Kaiser Wilhelm II. hat den Fuß auf den neugewonnenen Boden Helgolands gesetzt!

Sofort geht's hinauf nach dem Oberlande. Ein beinahe lebensgefährliches Gedränge entsteht, denn die Straßen von Helgoland sind eng und eine einzige Treppe führt vom Unterlande hinauf nach der Felsenplatte. Bei dem Leuchtturme hat das Militär ein Biered gebildet, umgeben von einer tausendköpfigen Menge, und alsbald beginnt der Gottesdienst unter freiem Himmel. Er ist die Einleitung und Vorbereitung zu dem feierlichsten Akte der Einverleibung, der Verlesung der kaiserlichen Proklamation an die Helgoländer. Der Kaiser begrüßt darin seine neuen Unterthanen, die „auf friedlichem Wege in das Verhältniß zum deutschen Vaterlande zurückgeführt sind, auf welches die Geschichte, die Lage und die Verkehrsbedingungen der Insel hinweisen“, und die „durch Gemeinschaft des Stammes, der Sprache, der Sitten und Interessen den deutschen Brüdern von jeher nahe gestanden haben.“ Er sichert ihnen und ihren Rechten keinen Schutz und keine Fürsorge zu, eine wohlwollende und umfichtige Verwaltung und mögliche Erleichterung des Uebergangs, indem das lebende Geschlecht von der Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht im Meer und in der Flotte befreit bleiben soll. „Mit Genugthuung“, so schließt die Proklamation, „nehme ich Helgoland in den Kranz der deutschen Inseln wieder auf, welcher die vaterländische Küste umflammt. Möge die Rückkehr zu Deutschland, die Theilnahme an seinem Ruhme, seiner Unabhängigkeit und Freiheit Euch und Euren Nachkommen zu freiem Segen gereichen! Das wolle Gott!“

Als der Minister von Voetticher die Proklamation zu Ende gelesen hatte, da glaubte man, der ganze Akt sei nun vorüber. Aber nein! Noch einmal trat der Kaiser vor und hielt selbst noch die folgende Ansprache:

„Kameraden der Marine! Vier Tage sind es her, daß wir den denkwürdigen Tag der Schlacht von Wörth feierten, an dem unter meinem hochseligen Großvater von meinem Herrn Vater der feste Hammerschlag zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches geführt wurde. Heute nach 20 Jahren verleihe ich diese Insel als das letzte Stück deutscher Erde dem deutschen Vaterlande wieder ein, ohne Kampf und ohne Blut. Das Eiland ist dazu berufen, wie ein Bollwerk zur See zu werden, den deutschen Fischen ein Schutz, ein Stützpunkt für meine Kriegsschiffe, ein Hort und Schutz für das deutsche Meer gegen jeden Feind, dem es einfallen sollte, auf denselben sich zu zeigen. Ich ergreife hiermit Besitz von diesem Lande, dessen Bewohner ich begrüßt habe, und befehle zum Zeichen dessen, daß meine Standarte und daneben die meiner Marine gehißt werde.“

Unter dem Salut der Inselbatterien und sämtlicher Schiffe wird der Befehl des Kaisers vollzogen (vergl. die Abbildung S. 597).

Jetzt übergibt eine Abordnung der Helgoländer dem Kaiser, gleichsam als Antwort auf dessen Proklamation, eine Kundigungsadresse; die Helgoländer „blicken in Freundigkeit der Zeit entgegen, welche mit der vom Kaiser ausgesprochenen feierlichen Besitzergreifung der Insel für sie anbricht“. „Die von Ew. Majestät kundgegebenen Verheißungen erfüllen uns mit den Gefühlen ehrfurchtsvollen Dankes und der unwandelbaren Zuversicht, daß es unter Ew. Majestät erhabener Regierung uns gelingen werde, durch Erfüllung des von uns hiermit abgelegten Gelübnißes der Treue uns als Ew. Majestät gehorsame Unterthanen zu erweisen.“

Ein Vorbeimarsch der Truppen schließt endlich den feierlichen Vorgang. Dann zerstreut sich das Volk, soweit das bei der räumlichen Ausdehnung der Insel möglich ist; Kaiser Wilhelm aber versammelt im Gouverneurs-hause eine auserlesene Gesellschaft, darunter auch die Vertreter der Helgoländer, die feierlichen Trinksprüche folgten sich rasch, denn des Kaisers Zeit ist gemessen. Ein Viertel vor fünf Uhr, ziemlich genau vier Stunden nach der Landung, dampfte die „Hohenzollern“ wieder ab, der große Tag des deutschen Helgolands ist vorüber. d. 6.

## Ein Mann.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Hermann Heiberg.

Nach einer kurzen Pause nahm der Graf das Gespräch wieder auf. „Aus Ihrem Vorschlage, lieber Tromholt“, erklärte er mit fast plumpem Freimuth, „würde weder etwas Gutes für Ihren Schwager, noch für Sie, noch für mich entstehen. Offen gestanden, wir haben uns beide bezüglich der Fähigkeiten Altens, einer solch verwickelten Sache vorzustehen, geirrt. Ihr Schwager ist, abgesehen von seinen sonstigen lebenswürdigen Eigenschaften, fleißig, ehelich und gewissenhaft, aber ihm fehlt die rechte Uebersicht, die nöthige Fähigkeit zu einer planmäßigen Leitung und vor allem die Ruhe und Besonnenheit, die einen Tromholt auszeichneten. Wir passen auch sonst nicht zusammen, wir sind zu verschiedene Naturen, und ganz unumwunden gesprochen, wenn ich Besitzer von Limforden bleiben sollte, wäre unser Zusammensein doch nicht von Dauer. Ich habe Veranlassung, zu glauben, daß auch Herr von Alten mit mir nicht zufrieden ist und sich nach einer Veränderung sehnt. Will

er seinen früheren Posten als Gutsinspektor wieder übernehmen, habe ich nichts dagegen. Als solcher paßt er, und unser Verhältniß wird dann auch wieder ein anderes, besseres.“

Tromholt hatte in deutlicher Bewegung den schwarzen Bart gestrichen; es regte sich in ihm bei der Liebe, die er für Alten empfand, etwas wie Unmuth gegen Snarre, der denselben in so schonungsloser Weise preisgab. Aber das war doch nur vorübergehend. Er mußte zugeben, daß Snarres Auseinandersetzungen eine anerkennenswerthe Aufrichtigkeit bekundeten, die dem Manne zur Ehre gereichte und der einmal bestehenden Sachlage durchaus angemessen war. Künstliche Verhältnisse soll man nicht aufrecht erhalten wollen, und daß Alten als Durchgänger sich nicht immer im Zaum zu halten verstand, das wußte Tromholt.

Er ging deshalb vorläufig nicht weiter auf den Gegenstand ein, sprach nur in höflicher Weise sein Bedauern aus, daß der

Graf seine Voraussetzungen bezüglich Altens nicht bestätigt gefunden habe, und schloß mit dem Versprechen, daß er sich die Sache überlegen und darauf zurückkommen werde.

Snarre schien durchaus befriedigt, er war es stets, wenn er keinen Widerspruch fand; und seine Hochachtung vor Tromholt wuchs.

Am Schluß ihrer sich um Allgemeines drehenden Unterhaltung fragte Snarre nach Uklar. „Fräulein Dina, mit der ich recht fleißig Briefe wechselte, und die mir erst heute wieder geschrieben hat, weiß nichts von ihm. Haben Sie zufällig Kunde, wo er sich aufhält?“

„Ja,“ entgegnete Tromholt einfach. „Seit drei Monaten steht er bei mir in Diensten und macht sich — gut.“

„Graf Uklar bei Ihnen in Diensten?“ Snarre riß die Augen weit auf und machte ein Gesicht, als ob er glaubte, Tromholt habe einen Scherz gemacht.

Ueber Tromholts Angesicht zog ein liebenswürdiges Lächeln.

„Ich begreife, Herr Graf,“ entgegnete er, „daß Sie sich darüber wundern. Ich muß gestehen, daß ich vor zwei Jahren jeden andern Gedanken hätte fassen können als den, dem Grafen Uklar in solcher Weise die Hand zu reichen. Aber vor der Noth schweigst selbst die Empörung. Er war in einer furchtbaren Lage, und zuletzt ohne seine Schuld. Nachdem er — wie das bei einem so ungewöhnlich leichtsinnigen Menschen wie Uklar vorherzusehen war — das ihm von der Familie Ericius ausgezahlte Vermögen verthan hatte, suchte er zu arbeiten. Er mußte! Seine gewissenlosen Pläne, sich lediglich durch eine reiche Frau wieder emporzurichten und sich ein arbeitsloses Genußleben zu verschaffen, waren mißlungen. Die Gesellschaft bleibt sich doch mitunter noch treu, man wies ihm ziemlich allgemein die Thür. Nachdem er als Agent bei einer Versicherungsgesellschaft Stellung gefunden hatte, erkrankte er und verlor diesen Posten wieder. Später war er in einem Reitinstitut in Hamburg beschäftigt, und hier lernte er einen sehr verkommenen und völlig erwerbslosen Menschen kennen, der ihm den Vorschlag machte, mit ihm nach Kopenhagen zu gehen und daselbst ein ebenfolches Institut zu gründen. Allein das Unternehmen scheiterte an dem Mangel genügender Betriebsmittel. Als die Dinge schief zu gehen anfingen, machte der „gute Freund“ noch rasch alles vorhandene Material zu Geld, suchte mit der gemeinsamen Kasse das Weite und ließ den Kompagnon in einem kläglichen Zustand zurück. Da suchte dieser mich auf und bat, von allem und jeglichem entbloh, um Unterstützung. Ich habe kaum etwas ähnliches von Elend und Jammer gesehen. Tagelang konnte ich den Anblick nicht vergeßen. Da schwieg alles andere in mir, und selbst auf die Gefahr hin, von der Ericiusschen Familie wegen dieses Schrittes falsch beurtheilt zu werden, gab ich ihm Arbeit und Verdienst.“

„Tromholt!“ rief Snarre aufspringend und die Hand seines Gastes ergreifend, „Sie sind ein herrlicher, ein großartiger Mensch! Ich bewundere, ich beneide Sie. Ach, was gäb' ich darum, Ihnen gleichen zu können!“

Er sprach die Wahrheit. Wie klein kam sich der glänzende Aristokrat in diesem Augenblick neben dem schlichten, bürgerlichen, alle Lobspprüche bescheiden ablehnenden Mann vor, der einzig in treuer Pflichterfüllung gegen sich und andere das Glück fand, das Graf Snarre vergebens in den Zerstreungen der Welt suchte! Wie arm war er gegen ihn!

„Was hören Sie von den Ericius?“ fragte der Graf plötzlich, und es war zweifelhaft, ob er mit dieser Frage die frühere Gedankenreihe verließ oder fortsetzte.

„Nichts, gar nichts, Herr Graf!“ erwiderte Tromholt fast barsch ablehnend, „ich habe keine unmittelbaren Beziehungen zu der Familie mehr, und auch von Alten habe ich keinerlei Nachricht über sie.“

Einen Augenblick sah der Graf Tromholt, dessen Augen sich unter seinem Blick senkten, scharf an, dann brach er das Thema, das jenem peinlich schien, ebenso unvermittelt, als er es begonnen hatte, wieder ab und fragte nach Larsens Schicksal. Auch von ihm wußte Tromholt nichts, seine Spur schien verloren, ohne Zweifel hatte er über dem Ocean ein sicheres Versteck gefunden, das ihn dem Arm der Gerechtigkeit für immer entzog. Noch eine halbe Stunde unterhielten sich die beiden Herren über allgemeinere Gegenstände, dann trennten sie sich für heute, nachdem Tromholt noch den Grafen für den andern Tag bei sich zu Tisch geladen und dieser die Einladung angenommen hatte.

\* \* \*

In dem nach dem Hafen liegenden Wohngemach der Familie Ericius saß acht Tage später Susanne um die Mittagszeit neben ihrer Mutter.

Die beiden Damen waren mit Handarbeiten beschäftigt, als Dina, einen Brief in der Hand bewegend, ins Zimmer fürnte. „Neuigkeiten!“ rief sie lustig, „das Allernueste, und rathet nur, woher!“

Susanne war bei dem ungestümen Eintritt ihrer Schwester erschreckt zusammengefahren. Wie es jetzt oft geschah, waren ihre Gedanken weit abgeschweift von der zierlichen Spitzenarbeit, mit der sich ihre Hände mechanisch beschäftigten. Eine leichte Röthe flog über ihr bleiches Gesicht, während ihr Blick erwartungsvoll auf das Schreiben gerichtet war, das Dina mit geheimnißvoller Miene noch immer wie eine Fahne schwenkend emporhielt.

„Nun, woher denn?“ hub Frau Ericius an, „von Jungeborg Elbe — oder — von dem Grafen Snarre? Das sind ja die beiden Menschen, die Dich am lebhaftesten in Anspruch nehmen.“

„Von Jungeborg? — Nein! Die läßt, seit sie in Kopenhagen ist, selten etwas von sich hören! Auf zehn eingehende, ausführliche, höchst zärtliche Briefe von meiner Hand kommen kaum zwei von der ihrigen, aber —“

Hier entfaltete Dina ihren Brief und begann ihn den andern vorzulesen:

„Mein liebes verehrtes Fräulein!

Daß ich diesen Brief, an meinem Schreibtisch in Snarre sitzend, an Sie richte, wird zur Folge haben, daß eine Unmuthsalte auf Ihrer schönen Stirn erscheint. Sie hatten ein Recht, zu erwarten, daß ich nach so langer Abwesenheit und bei unserm kameradschaftlichen Verhältnis zuerst Sie und die Ihrigen bei meiner Rückkehr begrüßen und auf dem Düsternbroder Weg versprechen würde. Aber kennen Sie den Wunsch, den Daug, das Beste sich bis zuletzt aufzusparen? So erklären Sie sich, ich bitte, abgesehen von einigen andern Gründen, mein Verhalten! Den ersten Brief aus Snarre jedoch empfangen Sie, und ich spreche die Wahrheit, wenn ich Ihnen sage, daß ich es kaum erwarten kann, mich wieder einmal anders als nur schriftlich von Ihnen necken und hänseln zu lassen. Sie erinnern sich, wie Sie mich verhöhten, weil ich auf meiner Weltreise mich weder entschließen konnte, einen Elefanten, noch ein Dromedar zu besteigen. Ich füge hinzu, daß ich meinen Kopf darauf setzte, mich parisisch in Paris zu kleiden, daß ich, abgesehen von Ihnen und den Ihrigen, die Menschen im allgemeinen mittelmäßig erträglich und überhaupt das Dasein nicht sehr lebenswerth finde. Ich sende Ihnen zur Erhärtung meiner ersten Behauptung meine Photographie, und ich weiß, ohne zu sehen und zu hören, daß Sie alle Schalen Ihres Spottes über dieselbe ausgießen werden. Aber von Ihnen mag ich das! Nehmen Sie die Erklärung, daß ich eine förmliche Sehnsucht danach habe, mich von Ihnen anlachen zu lassen. Wenn es der verehrten Familie Ericius genehm ist — und es würde mich das sehr glücklich machen — so erscheine ich in etwa acht Tagen und bringe Ihnen als Geschenk eine ausgestopfte Giraffe mit. Ich hoffe, daß Sie die Kleinigkeit annehmen und als Miniaturnippe auf Ihren Schreibtisch stellen werden. Immer in gleicher Verehrung und Bewunderung Ihrer lebenswürdigen Eigenschaften, auch mit der Bitte, mich den Ihrigen aufs angelegentlichste zu empfehlen, bin ich

Ihr ergebener

Tycho Snarre.“

„Furchtbar nett und lustig! Nicht wahr, Mama? Was sagt Du, Susanne?“ rief Dina nach Schluß der Vorlesung.

Susanne, die wie ein schönes, bleiches Madonnenbild darsaß, nickte sanft.

„Ja, Dina, Graf Snarre ist ein moderner Mensch mit all den guten Eigenschaften und Fehlern, die einmal zu einem solchen gehören. In erster Linie hat er trotz aller seiner Standesvorurtheile, seiner Selbstliebe und einer gewissen Unfertigkeit, die ihm stets anhaften wird, doch einen guten, ritterlichen Zug, und dieser hilft ihm und denen, die auf seinen Umgang und Befehr angewiesen sind, immer über alles fort. Ich freue mich, daß Du ihn zum Freund gewonnen hast, vielleicht, und ich wünsche es Dir von Herzen —“ hier veränderte sich Susannes Gesicht und nahm einen lebenswürdig neckischen Ausdruck an — „wird er Dir bald noch etwas anderes und mehr sein!“

„Aber Susanne,“ eiferte Dina, nun ganz von Purpur übergoßen. „Wie kannst Du nur so reden! Wenn der Graf



Nach der Kirchweih.  
Gemälde von H. v. Beech.

Photographie des Originals von Photographie-Studio E. B. & M. in München

Dich hörte, sein Standesgefühl müßte sich entsetzlich gekränkt fühlen. Ein Graf Esbern-Snarre kann mindestens auf eine Gräfin, wenn nicht auf eine Prinzessin Anspruch erheben, und Du glaubst, er könnte sich zu einer so kleinen Person, wie es Fräulein Dina Ericius ist, mit anderen als rein freundschaftlichen Absichten herablassen? Was würden seine hohen Ahnen dazu sagen! Es gäbe ja eine förmliche Revolution in ihren Gräbern, bis sie sich alle umgedreht hätten! Und weißt Du denn, ob das genannte Fräulein Ericius überhaupt geneigt wäre, ihre goldene Freiheit für eine neunzackige Grafenkrone hinzugeben? O, da kennst Du diese junge Dame doch sehr schlecht, sie hat auch ihren Stolz, und sie wird ihre bürgerliche Freiheit verteidigen bis zum letzten Blutstropfen.“

Frau Ericius und Susanne lächelten über Dinas Rede, und namentlich die erstere sah ihre Tochter mit einem freudlichen Blick an.

In Dina schien sich Susanne noch einmal verjüngt zu haben, aber Dina war weniger wählerisch, als ihre Schwester es gewesen war, und, wenn auch bei geringerer Tiefe, liebenswürdiger und lebensfroher. Wie ein Sonnenstrahl glitt sie durchs Haus. Trat etwas Unliebsames an sie heran, wurde sie rasch damit fertig; mit unnötigem Grübeln und Kopfhängen gab sie sich nicht ab. Gegenwärtig ward sie besonders durch ihre stillen Hoffnungen belebt. Wenn sie auch wie alle Liebenden Zweifel hegte, ob Graf Snarre ihr gleiche Empfindungen entgegenbringe, so that dies doch ihrem Glücksgefühl keinen Abbruch. Täuschte sie sich, so blieb Zeit genug, sich dem Schmerz dieser Enttäuschung hinzugeben. —

Kaum nach Verlauf einer Woche traf der von ihr ersehnte Brief des Grafen ein. „Ich komme morgen an und werde mir erlauben, Ahnen bereits mittags meinen Besuch zu machen. Vergessen Sie nicht, recht liebenswürdig zu sein gegen Ihren u. s. w.“ So lautete sein Inhalt.

14.

Inzwischen hatten sich in Limfjorden recht unliebsame Dinge zutragen.

Am Tage der Abreise des Grafen von Snarre sah Alten mit tief herabgebeugtem Haupt in dem einstigen Arbeitszimmer seines Schwagers Tromholt und starnte finstern Blickes vor sich hin. Er unterbrach erst sein stummes Grübeln, als Bianca, die ein wenig an Körperfülle zugenommen hatte, aber fast noch schöner geworden war und an diesem Tage besonders anziehend ausah, das Gemach betrat.

„Nun, mein armer Freund,“ hub sie an und legte, mit theilnehmendem Blick auf ihn zutretend, ihre Rechte auf sein Haupt. „Frißt noch immer der Aerger in Dir? Ich bitte Dich, wirf die Erinnerung an das Geschehene von Dir! Laß uns unser Augenmerk auf die Zukunft richten!“

Alten hörte, was seine Frau sprach, aber zunächst erwiderte er nichts.

„Ah, wie ich diesen hochmüthigen Aristokraten hasse!“ rief er dann plötzlich, sprang empor und maß mit aufgeregten Schritten das Zimmer. „Wie mir überhaupt die ganze Brut zuwider ist, obgleich ich — Gott sei's geklagt — vermöge meiner Geburt zu ihr gehöre! Aber meine Voreltern erkannten das Merkmal des Adels in der Gesinnung, Vornehmes Denken und Handeln, Gerechtigkeit, Menschlichkeit war ihr Wahlspruch. Unter solchem Beispiel bin ich aufgewachsen. Diese Gesellschaft jedoch glaubt schon viel zu thun, wenn sie dem Bürgerlichen oder dem weniger gut gestellten Standesgenossen ein gezwungenes Lächeln schenkt. Nicht einen Augenblick kann ein solcher Mensch vergessen, daß er der hochgeborene Graf ist, nie kommt ihm auch nur der Gedanke, daß ein anderer ihm gleichwerthig oder gar mehr sein könnte als er. Ein ritterlicher Zug, sagst Du und sagen andere, soll in Snarre stecken? Ja, wenn man anbetend vor ihm im Staube liegt, wenn seiner Eitelkeit geschmeichelt wird, dann zeigt sich etwas Menschliches, Gutherziges in ihm; wenn sein schlauer Instinkt, nicht sein kleiner Verstand, es ihm rath, dann streut er Wohlthaten aus, aber nur — nur, um desto reichlicher zu ernten. Nein, nein, liebe Bianca, ein sehr gewöhnlicher Burche ist er, fast ein Zwillingbruder von Uklar, nur stärker gestirnt. Alles eine Sorte! Ich möchte mal sehen, wie er sich ausnähme, wenn er wie jener ein Habenicht's wäre! Aber alle lassen sich von ihm blenden. Selbst Dein Bruder Richard —“

Hier unterbrach Bianca, die den Aufgeregten nicht durch Widerspruch hatte reizen wollen, ihren Mann und sagte milde: „Du irrst, Konrad! Richard sieht wohl des Grafen Schwächen, aber er rechnet mit ihnen, da er seiner eigenen gedenkt. Du aber übertreibst in Deinem Zorn. Snarre hat wirklich gute Eigenschaften, aber Ihr paßt einmal nicht für einander, und wo die Zuneigung fehlt, da nützt es nichts, Pakte schließen zu wollen. Sei nicht böse, lieber Mann, aber Dein Benehmen war keineswegs besonnen, viel weniger weise. Snarre ist doch einmal Dein Vorgesetzter, und viel mehr hättest Du erreicht, wenn Du, statt so maßlos heftig zu werden, ruhig Deinen Standpunkt erörtert hättest. Ich möchte den sehen, der solche Ausfälle gutwillig hinnehme und dessen Vorurtheilsfreiheit nicht durch solche Grobheiten getrübt würde. Du sagtest ihm fast dasselbe, was Du hier eben wie ein Feuer und Dampf ausspeiender Krater von Dir gestoßen hast. Ich bitte Dich, lieber Mann, konntest Du etwas anderes erwarten, als daß er Dir Deine Stellung kündigte? Ich gestehe, ich muß seine Mäßigung bewundern, die bewirkte, daß er trotz seiner Empörung nicht mehr sagte als: Sie wissen in Ihrem Zorne nicht, was Sie sprechen. Dem trage ich Rechnung und will mich als Entgegnung nur auf die Erklärung beschränken, daß ich unsern Vertrag als gelöst ansehe. Das Nähere wird Ihnen von Schloß Snarre aus zugefertigt werden!“

„Ja! Ja! Von Schloß Snarre aus zugefertigt werden!“ wiederholte Alten mit dunkelrothem Kopf, statt auf seiner Frau verständige Reden einzulenkten. „Das ist ja eben jenes empörende Bonobenberab. O, es thut mir leid, daß ich ihm meine Ansicht nicht noch viel deutlicher gesagt habe!“

„Konrad, Konrad!“ rief Bianca kopfschüttelnd. „Wenn ich Dich nicht kenne, wenn ich nicht wüßte, daß Du bei ruhigem Nachdenken stets gerecht und vorurtheilsfrei bist, ich könnte an Dir zweifeln. Was Du ihm ins Gesicht schleudertest, konnte jemand, der Ehrgefühl besitzt, nicht ruhig hinnehmen, und deshalb fand ich in des Grafen Haltung eine gewisse Höheit. Er trug den Umständen Rechnung, er blieb dessen eingedenk, daß er Dich gereizt hatte, daß Du erregt warst, nicht wußtest, was Du sprachst — er nahm Rücksicht auf mich — kurz, er beherrschte sich, obgleich er vor Erregung bebte und Blässe sein Angesicht bedeckte. Sich beherrschen aber heißt, ein Mann sein. Darum ist Richard ein Mann, und Du wärest ihm in allem gleich, wenn Du Dich bezähmen gelernt hättest und Dich gewöhnen könntest, wie er die Dinge mit dem Auge des Philosophen anzusehen. Ich bitte Dich, zürne mir nicht, Konrad, daß ich so zu Dir rede. Es ist die Liebe, die aus mir spricht. Laß uns sinnen, wie wir jezt unser Leben einrichten! Das erste wird sein, daß Du nach Kopenhagen reifest und mit Richard Dich beredest.“

Diesmal erwiderte Alten nichts. Er stellte sich ans Fenster und schaute stumm hinaus. Eben fuhren zahlreiche Wagen mit frisch geschnittenen Brettern und Bohlen vorüber. Sie kamen von den Dampfsägen und nahmen den Weg nach der Eisenbahnstation, damit ihr Inhalt von dort nach südlichen Plätzen verladen werde.

Alten beneidete in seiner gedrückten Seelenstimmung die Arbeiter um ihr Loos. Wenig Ansprüche erheben, wenig Bedürfnisse haben, hieß glücklich sein! Keine sah in seinem Herzen, schwere Sorgen reckten ihr Haupt empor, und alles, alles schien ihm schwarz und dunkel, jezt und in der Zukunft. —

Während sich Alten in solcher Weise in seinen Unmuth verbiß, verlebte Graf Snarre sehr vergnügte Tage in Kiel. Man hatte ihn wie einen lieben, langjährigen Freund im Ericius'schen Hause empfangen, und es schien ganz selbstverständlich, daß er schon vom zweiten Frühstück an sich nicht mehr von der Familie trennte. Frau Ericius begünstigte, theils aus wirklicher Vorliebe für Snarres Person, theils auch von dem Wunsche befeelt, einen so überaus angesehenen Mann als Schwiegerjohn für ihre Tochter zu gewinnen, seine Neigung für Dina, und auch Susanne, so sehr sie die mögliche Trennung von ihrer Schwester bebauerte, hatte keinen lebhafteren Wunsch als eine Vereinigung beider. Eine offene Unterredung mit dem Grafen hatte ihr Verhältnis gleich am ersten Tage geklärt und die Gefühle freundschaftlichen Vertrauens in ihnen von neuem befestigt. Die alte Wahrheit, daß durch mündlichen Austausch die Herzen sich am besten anschließen, hatte hier wieder ihre Bestätigung gefunden.

Wohl hatte sich bei seiner erneuten Begegnung mit der schönen Frau, die einst, wenn auch nur kurze Zeit, eine so große Rolle in

seinem Leben gespielt hatte, in des Grafen Brust die verleckte Eitelkeit wieder geregt; es war wie das Zuden einer alten, lang vernarbten Wunde, die sich unter bestimmten Witterungseinflüssen wieder fühlbar macht. Selbst einer leichten Verlegenheit vermochte der Weltgewandte nicht ganz Herr zu werden. Sie aber, wohl ahnend, was in ihm vorging, kam ihm mit so unbefangener, herzlichem Vertrauen entgegen, daß seine erste bittere Empfindung bald den Gefühlen aufrichtiger, freundschaftlicher Theilnahme und wunschloser Bewunderung Platz machte.

Es war ein tiefer Blick, den sie ihn in ihr Gemüthsleben thun ließ, in die Vergangenheit, die wie eine lange Reihe schwerer, selbstverschuldeter Irrthümer hinter ihr lag, deren Folgen sie nun tragen mußte, so gut es eben ging. Blind, nur dem Gesetz ihrer Laune folgend, war sie an dem Glück, wo es sich ihr in seiner reinsten und edelsten Verkörperung darbot, achlos vorbeigegangen, ja sie hatte es trotzig beiseite gestoßen, um einem Idol nachzujagen, das sich, wie sie es erhascht hatte, als ein schillerndes Nichts entpuppte; und auch dann noch, als sie es in seiner Nichtigkeit erkannt, hatte sie sich aus Trotz und Eigensinn daran geklammert, unbelümmert um die warnende Stimme in der eigenen Brust, um das Weh, das sie sich selbst und andern damit bereitete, bis ihr endlich die Enttäuschung die Augen öffnete, da es zu spät war. Zu spät — einen Augenblick hatte sie es selbst kaum zu fassen vermocht, sie hatte gehofft, es müsse sich das Unrecht, das sie andern zugefügt, wieder gut machen lassen, aber es war zu spät, und das war die letzte, schmerzlichste Enttäuschung. Das Glück, das sie einst verschmäht hatte, dessen vollen Werth sie jetzt erst erkannte, das höchste Glück, das einem Weib bestimmt ist, ihr war es auf ewig verloren, sie hatte keinen Anspruch mehr darauf.

Sie war wieder frei, das was das einzige, was sie noch hatte erreichen können, und vor ihr lag die Zukunft nicht grau und trüb, nein, freundlich klar wie eine Herbstlandschaft mit sanft abgetöntem Licht, das die Augen nicht blendet, sondern nur um so deutlicher die Ziele erkennen läßt, denen man zustrebt.

„Eine Sühne der Vergangenheit.“ so schloß Susanne, „soll diese Zukunft für mich sein. Was nützen Reue und Selbstvorwürfe? Sie bringen das Verlorene nicht zurück. Aber im freundigen, selbstlosen Wirken und Sorgen für das Wohl anderer liegt eine Quelle der Zufriedenheit, jenes wunschlosen Glückes, das keine Enttäuschung kennt. Mir diese Quelle immer voller und reicher zu erschließen, das, Herr Graf, ist fortan mein Beruf. Es ist ein schöner, edler Beruf, und wenn Sie mich darin unterstützen wollen, so reichen Sie mir die Hand zu einem Bund uneigennütziger Freundschaft.“

„Gern und von ganzem Herzen!“ rief Snarre, indem er Susannens Hand ergriff und gerührt an die Lippen zog.

Der letzte Rest heimlicher Eitelkeit schwand vor dieser Entschlossenheit, die er bewunderte, beneidete, ohne sich je zu ihr aufschwringen zu können. Ein Gefühl der Beschämung überkam ihn bei ihren Worten wie jüngst in Kopenhagen, als er vor Tromholt stand. Tromholt — sollte er es sein, um den sie trauerte, den sie verschmäht und zu spät erst in seinem wahren Werth erkannt hatte, sollte er das verkörperte Glück sein, das sie beiseite gestoßen? — Ja, es war kein Zweifel, Tromholt allein wäre dieser Frau würdig gewesen, er war ein Nebenbuhler, vor dem selbst ein Graf Snarre neidlos zurücktreten mußte. Ihn verkannt zu haben, das war freilich ein Irrthum, der einer großen Sühne werth war.

So dachte Snarre in diesem Augenblick, aber das Eintreten Dinas unterbrach seine Grübeleien, und da nun Susanne mit freundlichem Kopfnicken, als sei sie durch eine Beschäftigung abgerufen, das Gemach verließ, war ihm die Unterhaltung des lebenswürdigen Mädchens um so willkommener, als er sich nicht gerne allzulange dem für ihn demüthigenden Eindruck so ernsther Gespräche wie das eben geführte hingab, sondern seinem ganzen Wesen nach einer leichteren Lebensauffassung zuneigte.

Dina stand noch unter dem Eindruck, den die kostbaren Geschenke auf sie gemacht hatten, welche Graf Snarre ihr mitgebracht.

„Zunächst, liebster Herr Graf, muß ich eine Weile Ihnen in stummem Danke gegenüberstehen,“ hub sie scherzend, aber doch in einem Tone, der ihre freundige Nührung nicht verbar, an. „Bitte, hier — wenn's Ihnen gefällig ist. Ich liebe so sehr den Blick auf den Hafen, auf die Ufer und die Kriegsschiffe — und ich weiß, Sie mögen auch den Erkerplatz am offenen Fenster — oder

wünschen Ew. Erlaucht lieber in den Garten zu gehen und dort mit der kleinen bürgerlichen Ericus zu plaudern?“

Snarre lachte und schüttelte den Kopf. „Darf ich fragen,“ entgegnete er, „was Sie so stumm macht, ohne daß man etwas davon bemerkt, was Sie so bewegt und wofür Sie mir eigentlich danken? Sind's die Kleinigkeiten, die ich Ihnen mitgebracht habe?“

„Kleinigkeiten? Das Pantherfell, das chinesische Schachspiel, der Federfächer, der indische Schmutz, die seidnen Stoffe und so weiter und so weiter? Es ist wirklich, als ob Sie beabsichtigt hätten, einen Bazar im Ericus'schen Hause zu veranstalten! — Aber nun ernsthaft, Erlaucht!“ — hier streckte Dina mit einem bezaubernden Ausdruck Snarre die Hand entgegen — „ich danke Ihnen tausendmal, ich habe mich ganz unbeschreiblich über die Sachen gefreut! Es ist wahrlich zu viel, Sie haben mich durch Ihre Güte tief beschämt.“

„Wenn ich Ihnen wirklich eine Freude bereitet habe, dann ist der Zweck erreicht,“ erwiderte der Graf, bescheiden ihrem Danke ausweichend. „Und wissen Sie wohl,“ fuhr er fort, „daß kein Tag vergangen ist, an dem ich nicht das dringende Bedürfniß hatte, mich mit Ihnen zu beschäftigen?“

„Nein!“ entgegnete Dina kurz und mit drolligem Ernst.

„Nein?! Sie zweifeln?“

„Ja! Sie bilden es sich vielleicht ein, aber offen gesprochen, ich vermag es schon deshalb nicht zu glauben, weil Sie mir wenig Beweise dafür gegeben haben. Alle zwei Monate haben Sie einmal geschrieben. Ach, da fällt mir ein, ich muß der kleinen Ericus doch ein paar Worte gönnen! dachten Sie, und wirklich stand auf dem Papier häufig nichts anderes als: Todmüde, zerstoßen von Moskitos, verhungert wie eine Kirchenmaus, verdurftet wie ein versiegelter Brunnen, kann ich Ihnen heute nur einen herzlichen Gruß senden. Nächstens Ausführlicheres von Ihrem ergebenen Graf Snarre. Aber Ausführlicheres kam nicht; nicht ein Wort über die schönen Gegenden, die Sie durchreist, die merkwürdigen Bekanntschaften, die Sie gemacht haben. Und das nennen Sie: sich mit jemand beschäftigen, Erlaucht?“

„Bevor ich Ihnen, meine vortreffliche und verehrte kleine Dame, genannt Fräulein Dina Ericus, antworte, gestatten Sie mir die Frage, weshalb Sie mich stets Erlaucht nennen? Warum nennen Sie mich nicht schlichtweg Snarre, und —“

„Es geht nicht, Herr Graf!“

„Es geht nicht? Weshalb — wenn ich fragen darf?“

„Weil es unser schönes, freundliches Verhältniß stören würde. Seien Sie aufrichtig, Erlaucht, Sie hören ihn ja so gern, diesen Titel, sind stolz darauf, und offen gestanden, dieser Stolz gefällt mir ganz gut an Ihnen. Alle Vertraulichkeit in Ehren, aber die Etikette darf man bei Ihnen nie ganz vernachlässigen, wenn man sich Ihre Freundschaft erhalten will. Sie sind der Mann mit den angeborenen Kammerherrnstüffelallüren. Ich bin sicher, Sie würden selbst dem Tod im letzten Augenblick mit der ausnehmendsten Höflichkeit begegnen und ihm zurufen: Gestatten Sie, Herr von Klapperbein, bevor Sie mir das Lebenslicht ausblasen, gütigst, daß ich noch das letzte Täpfelchen in meinem Testament auf ein i setze. Ich stehe dann gleich ganz und mit größtem Vergnügen zu Ihren Diensten! Würde dann der Tod erwidern: Bitte ganz gehorsamst, Herr Graf! Wollen Herr Graf durchaus nach Belieben verfahren! so würden Sie sich aus Rücksicht sogar beeilen, mit Ihrem i-Punkt fertig zu werden und ihm in die Unterwelt zu folgen. Wehe aber, wenn der Senjennann Ihnen zurufen würde: Keine Redensarten, vorwärts! Dann würden Sie noch im letzten Todeskampf sich emporrichten und mit hochmüthig zugewinkten Augen, gerümpfter Nase und schnarrender Stimme ihm entgegen: Sie scheinen zu vergeffen, Herr, Herr — wie heißen Sie doch gleich, Sie mit der Rippenweste? — daß Sie die Ehre haben, mit Sr. Erlaucht, dem Grafen Esbern-Snarre auf Snarre zu sprechen. Ich muß sehr bitten! Und der Tod, sich besinnend, würde unterthänig die Knieknochen zusammenschlagen, sich verneigen und eine Entschuldigung stammeln — das heißt, wenn's nach Ihrem Willen und Ihren Anschauungen ginge, Herr Graf!“

Snarre lachte laut auf und sah dem schelmisch plaudernden und ihn nicht unrichtig kennzeichnenden Mädchen wohlgefällig in die Augen. Er mochte ihre Art gar zu gern, und so sehr ihm Susannens Ernst gefallen hatte, so fand er das neckische Wesen dieses frischen Naturkinds doch viel anziehender.

(Fortsetzung folgt.)

## Blätter und Blüthen.

**Ein Jubiläum.** Kein Morgenstündchen und keine Tafelmusik, keine Anordnungen und keine Adressen, keine Festreden und Festartifel bezeichnen das Jubiläum, das wir im Sinne haben. Derjenige oder vielmehr diejenige, welche im Mittelpunkte aller dieser Huldigungen stehen müßte, hat längst die Augen geschlossen, und menschliche Ehren erreichen sie nicht mehr. Aber in der Stille soll der Gedenktag doch gefeiert werden mit ein paar Reisen der „Gartenlaube“, und er soll nicht unbergessen bleiben in der großen Schar ihrer Leser; denn diese Leser sind in erster Linie berufen und befugt, mitzufeiern.

Es sind jetzt genau 25 Jahre her, seit E. Marlitt ihre erste Novelle in der „Gartenlaube“ veröffentlicht hat; es war die Nummer 36 des Jahrgangs 1865, in welcher „Die zwölf Apostel“ erschienen, denen dann sofort 1866 der große Roman folgte, welcher den Ruhm der Marlitt mit einem Schlage unerschütterlich begründete, die „Goldelse“.

Die Marlitt war nicht eigentlich von jener schnell-schreibenden Fruchtbarkeit, die jetzt so häufig auch gute Talente nur allzu rasch erschöpft; neun größere Romane und vier kleinere Erzählungen sind in dem Zeitraum von 22 Jahren aus ihrer Feder geflossen. Sie bilden in der illustrierten Gesamtausgabe, die gegenwärtig erscheint und beinahe abgeschlossen vorliegt, 10 hübsche Bände; der neunte Band, „Das Eulenhäus“ enthaltend, ist in diesen Tagen ausgegeben worden; so tritt der unvollendet hinterlassene, von verständnisvoller Hand ergänzte Torso durch ein Spiel des Zufalls zusammen mit dem Gedenktag des Erstlingswertes.

**Ein Kampf in den Wölfen.** (Zu dem Bilde S. 601.) Die alten Chroniken wissen gar mancherlei zu erzählen von Gefechten und Schlachten, die sich in früheren Jahrhunderten die Thiere geliefert haben sollen. So fand angeblich im Jahre 1438 bei Lüttich ein großer Kampf zwischen einer ungeheuren Menge von Geiern und Raben statt, in welchem die ersteren ob- siegten. Im Jahre 1461 trugen in einem ähnlichen Gefechte, das bei Benevento in Süditalien sich entsponnen hatte, die Raben den Sieg davon. Eine ungemein blutige und verlustreiche Schlacht fand 1587 an der kroatischen Grenze, unweit der Feste Wichtsch, zwischen mehr als einer Million Gänse und Enten statt. Die Einwohner von Wichtsch sollen sich an den Todten und Verwundeten dieser Schlacht krank gegessen haben. Adler sollen 1656 bei Danzig und 1662 bei Magdeburg gegeneinander gekämpft haben. Seltener sind die Schlachten zwischen den vierfüßigen Thieren. Nach einer französischen Chronik sollen 1580 auf einer Ebene Frankreichs eine ungeheure Menge Schweine einander bekämpft und getödtet haben.

So die wundergläubigen Chroniken. Besser bezeugt ist der Kampf zwischen Thieren, welchen unser Künstler schildert. W. Gräbheim zeigt uns die Rabenfräße in einem Unterkragen, wie es öfters beobachtet wird. Ein Mäusebiffard hat zur Abwechslung einmal einen jungen Hasen oder ein Kaninchen „geschlagen“, d. h. gefaßt, und will sich mit seinem Raube in ein sicheres Versteck flüchten. Aber er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die schwarze Feldpolizei, die hat scharfe Augen, und wenn sie etwas mit Beschlag belegen kann, ist sie immer bei der Hand. Mit wühendem Geschrei stürzen sich die Rabenfräßen auf den heucheladenen Biffard — die Hebern stiegen, er kann sich gegen den vereinten Angriff mit der schweren Bürde nicht wehren — seine Kränge öffnen sich — und unbehelligt kam er weiter streifen — während die schwarze Gesellschaft mit höhnenden Rufen dem Raube nach zur Erde schießt.

**Nach der Kirchweih.** (Zu dem Bilde S. 608 und 609.) Beim Schloßwirth in Oberhausen ist gestern geraukt worden. Tüchtig geraukt; denn die Oberhausener und die Bensberger waren hintereinander; da kommt es unmöglich gut ausgehen, am wenigsten beim Kirchweihfeste. Seit Menschengedenken ist es hergebracht, daß die Oberhausener und die Bensberger am Kirchweihsonntag miteinander ins Gefecht kommen. Es sind zwei blühende Ortschaften, dies Oberhausen und dies Bensberg,

in einem sonnigen, gelegenen Landstriche Westdeutschlands gelegen, am Fuße eines langgestreckten waldigen Höhenzugs. Sie könnten sich recht gut vertragen, die Bensberger und die Oberhausener; aber es liegt nicht in ihrem Temperament, sich zu vertragen. Abwärts jener beiden Dörfer liegt noch ein drittes, Jästäten genannt, welches in den Kämpfen zwischen Oberhausen und Bensberg meistens eine neutrale Stellung einnimmt, weit es zu klein ist, um eine genügende Anzahl streibarier Jugend zu stellen. Dafür stellt das kleine Jästäten in der Tochter seines Wirthes, der blonden Rosel, das schönste Mädchen im Umkreis von mindestens zehn Gemeinden. Auf diesen neutralen Boden haben sich heute die verwundeten Oberhausener Helden begeben. Dem einen ist gestern unversehens ein schwerer Steinwurf ans rechte Auge geflogen; dem andern wurde durch einen Hieb mit einem Zaunpfahl die linke Hand übel zugerichtet. Und nun sitzen sie da, der Georg und der Michel, bei der blonden Rosel und erzählen ihr, wie sie die Bensberger hinausgeprügelt haben aus dem Wirthshaus und aus dem Dorfe bis an die Brücke, die über den Bach führt, welcher die Oberhausener und die Bensberger Gemeinbesitzer scheidet. Die Rosel aber und das schwarzzünge Schenk mädchen, das hinter ihr steht, die hochden Jüden mit solcher Aufmerksamkeit, daß man wenig Vertrauen in ihre Neutralität setzt. In dem Augenblicke wenigstens nehmen beide entschiedene Partei für die Helden von Oberhausen, was man ihnen auch nicht verargen kann. Denn bildhäßliche Burche sind sie, die beiden Verwundeten, und wenn die blonde Rosel einen von ihnen zum Manne nimmt, hat sie gewiß nicht unrecht. Der andere aber, der sie nicht bekommt, wird ohne Zweifel seinen Groll darüber nicht an seinem Freunde und Kriegskameraden anlassen, sondern — bei nächster Gelegenheit wieder an den Köpfen der Bensberger!

### Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

**B. . . . . Janiel, Vosnen.** Die Stadt Ulm hat nach der Zählung von 1885 33 501 Einwohner, darunter 8482 Katholiken, 607 Israeliten und 161 von anderen Bekenntnissen.

**P. Ad. in Freiburg i. B.** Wenn Sie glauben, wir könnten mit einem Wort den Streit zwischen den „Wollenen“ und den „Baumwollenen“ entscheiden, dann trauen Sie uns zu viel zu. Die Frage kann überhaupt nur von Fall zu Fall beantwortet werden. Für den einen schiedt sich das, für den andern das andere besser, der eine preist das Wohlthun als seinen Lebensretter, der andere glaubt, er müsse dem ersten u. s. f. Also auch Sie haben keine Wahl, als die Probe am eigenen Leibe zu machen.

**A. R., Warisbau.** Da ist guter Rath wirklich thener! Wir möchten Ihnen den un-möglichen Vorschlag machen: lassen Sie Ihre Ledertaschen ruhig noch eine Weile und sein, d. h. die „Deutsche Jugend“ weiter leben, solange, bis Sie ihm die „Gartenlaube“ glauben in die Hand geben zu können.

**A. J. D., Völsbruck bei Dresden.** Ihre Wünsche betreffend Abbildungen von Helgoland sind bereits erfüllt. Helft s. in welchem sich 3 Ansichten und eine Karte von Helgoland befinden, ist wohl inzwischen in Ihre Hände gelangt.

**Monnetin in Malang auf Java.** Wir bedauern, daß Sie sich aus so weiter Ferne umsonst an uns gewandt haben. Wir können leider weder das Wort noch die Verfasserin, nach deren Wohnort und wirklichem Namen Sie uns fragen.

**G. Sch., Hildesheim.** Aeltere Jahrgänge der „Gartenlaube“ kosten, soweit noch vor-handen, kreuzer 7/8, geklebten 9/8.

**A. C. E. in Dresden.** Schicken Sie uns gefälligst die Bilder zur Einsicht, dann werden wir möglicherweise in der Lage sein, Ihnen einen Rath ertheilen zu können.

**M. in G.** Der Ausdruck „Polier“ in „Maurerpolier“ wird verschieden gedeutet und ent-sprechend verschieden geschrieben. Die einen lesen das Wort einfach als „polieren“ her und der „Polier“ wäre nichts anderes als der „Polierer“ oder derjenige, welcher die letzte feine Hand an das Werk legt. Andere aber haben seinen Ursprung tiefer. Nach ihnen wäre das Wort verdrert aus „Partierer“, zu deutsch „Spracher“, von dem französischen Partout parlor, sprechen. In den mittelalterlichen Baukitten hieß nämlich der Baubandweiser, welcher einerseits dem Meister für richtige Ausführung des Baues verantwortlich, andererseits der Vertreter seiner Genossen dem Meister gegenüber war, der „Spracher“ oder „Partierer“. Darans entstand dann in verschiedenen Abfäungen „Ballierer“, „Ballier“, „Ballier“, „Pollier“ u.

**Fräulein B. in G.** Wenn Sie als allein reisende Dame in Dresden nicht gern einen Gasthof aufsuchen wollen, so können Sie in dem dortigen Mädchenheim des Vereins „Volkswohl“ ein gutes Unterkommen, auf Wunsch auch Verpflegung finden. Das Heim befindet sich Gärtnergasse 3, wenige Minuten von böhmischen Bahnhof, weitere Auskunft können Sie durch die Hausmutter, Frau Müller, erhalten.

Inhalt: Sammenwende. Roman von Marie Venhard (1. Fortsetzung). S. 597. — Ein Kampf in den Wölfen. Bild. S. 601. — Die Schiften. Von Alfred Edmund Becken. S. 602. — Helgoland — Deutsches Land. S. 605. Mit Abbildungen S. 597 u. 605. — Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (2. Fortsetzung). S. 606. — Nach der Kirchweih. Bild. S. 608 u. 609. — Blätter und Blüthen: Ein Jubiläum. S. 612. — Ein Kampf in den Wölfen. S. 612. (Zu dem Bilde S. 601.) — Nach der Kirchweih. S. 612. (Zu dem Bilde S. 608 und 609.) — Kleiner Briefkasten. S. 612.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

# E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Neunter Band: „Das Eulenhäus“.

Die Band-Ausgabe von E. Marlitt's illustrierten Romanen und Novellen erscheint vollständig in 10 Bänden zum Preise von je 3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 9.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Ramsell“. — Bd. 2. „Das Feidprinzeßchen“. — Bd. 3. „Meidaggräfin Gisela“. — Bd. 4. „Im Schillingshof“. — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrathes“. — Bd. 6. „Die Frau mit dem Karfunkelstein“. — Bd. 7. „Die zweite Frau“. — Bd. 8. „Goldelse“. — Bd. 9. „Das Eulenhäus“. — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen“ (Inhalt: „Ammanns Magd“, „Die zwölf Apostel“, „Der Blaubart“, „Schulmeisters Marie“).

Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Lfg. 1 bis 67.

Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.